36178

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, für jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag der Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an welchen geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zahlen, andernfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfallen.

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, so sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abonnenten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Kündigung auszusprechen und das etwa restirende Lesegeld zu berichtigen ist.

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch nicht öfter als **einmal** wöchentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bücher verabfolgt, als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dringend, die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreichen 2c. zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und bei schlechtem Wetter dafür zu sorgen daß sie nicht naß werden.

Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben die Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beanspruche für beschädigte oder beschmutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gänzlich geschlossen.

Altonaer Leihbibliothek.

A. Olitsch (vorma's A. B. Laeisz.)

Rathhausmarkt 30.

Gr. Bergstr. 100.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/reiserundheimath01mein

Reise- und Heimaths-Novellen.

Reise- und Heimaths-Novellen.

Von

Adalbert Meinhardt.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

RBR
Jantz
#589

Inhalt.

Seite

1. Eifersucht 1
2. Der Louvre 69
3. Geschichte eines Mahagonistammes 107
4. Ein Regentag 175

Eifersucht.

Es ist nicht die Mann und Weib wohlbekannte, herzenverwirrende, bittermundende Frucht der Liebe, von deren düsteren Wirkungen ich hier zu berichten habe. Es ist eine Leidenschaft anderer Art, bei uns im vernünftig bedachtsamen Norden kaum gekannt, aber im schönen Lande Italien ihre Opfer erfordernd wie jene: die Eifersucht zwischen Stadt und Stadt. Und was einst Genua und Venedig, Florenz und Pisa zu jahrhundertelangen, dichtungberühmten Kämpfen und Kriegen den Anlaß gegeben, sollte dies brennende Gefühl neidischer Nebenbuhlerschaft nicht heute auch noch — trotzdem die Zeit gesitteter wurde, Straßen baute und Eisenbahnen, die Nahes nähern, Entferntes verknüpfen; — sollte es nicht doch noch stark genug wirken, zwei Korallenfang betreibende Dorfgemeinden zu Zank und Hader zu entflammen? Wie heiß die alte Eifersucht lodert, ein armes, schuldloses Menschenleben hat es schmerzlich erfahren müssen, dem durch solchen Zwiespalt das Glück seines Lebens, die Ruhe des Todes selbst gestört ward. Es ist eine betrübte Geschichte. Daß

ich sie erfuhr, — und zwar nicht von Anfang an, wie sich's gebührte, sondern zu allererst das Ende, — das ist noch nicht lang her.

An einem frühen Apriltag war es, die Sonne schien, der Himmel lachte blau und klar, der Wind vom Meer strich fächelnd frisch mir um die Schläfen, da ich bei meinem Morgenspaziergang an der Kirche vorüberkam, der Kirche von Sta. Margherita Ligure. Ihr weißer, statuengeschmückter Giebel ragte stattlich empor in die Bläue. Aber davor auf dem offenen Marktplatz bis zu dem Brückchen, unter welchem der Torrente Serrona sich eilig ins freie Meer hinausdrängt, war es schwarz von Menschen. Aus allen Seitenstraßen strömten neugierig noch neue hinzu, zwängten sich ungeduldig vorwärts und schoben die schon Dastehenden auf die Seite, um sehen zu können. An den Häusern waren die Fenster alle dicht mit Zuschauern besetzt. Und alle Gesichter blickten voll Spannung. — Dort auf dem Balkon, die blonde Dame, schmückt sie nicht grade ihr Haus zum Feste mit einem kostbar gewirkten Teppich? Ich bleibe stehen, sie zu bewundern. Aber wie kann man sich nur immer wieder so täuschen lassen! Die lächelnde Schöne mit dem Goldschimmer auf ihren Haaren, den venetianische Bilder zeigen, mit ihrer stolzen Armbewegung, ich kenne sie schon. Sie und ihr Teppich, den sie über die Balustrade hinaushängt,

— der ganze Balkon und der Marmor der Säulen, es ist Alles gemalt, gemalt auf die Seitenwand des Hauses. Doch jene Anderen dort an den Fenstern und hier unten um mich, die leben. Wie sie schreien und gestikuliren, und wie sie lachen mit ihren blitzenden, schwarzen Augen und den blendenden Zähnen! In solchem italienischen Volksgewühl glaubt man nie genug Sinne zu haben, um Alles, was es da an prächtig schönen Gestalten zu sehen, Lustiges zu hören gibt, genügend in sich aufzufassen. Nur den einen, den Geruchssinn, entbehrte man gern. Wozu wir eigentlich hier stehen, die Anderen und ich, das weiß ich nicht. Denn es begibt sich noch immer nichts weiter, als daß Zwei neben mir Morra spielen, die Weiber schwatzen, Orangen essen, ein hübscher Bursch einem nicht minder hübschen Mädchen mit verliebten Augen den Hof macht, und ein paar kleine Buben sich raufen. Was braucht man denn auch mehr, um ein Bild italienischen Lebens in der Erinnerung heimzutragen, als den blauen Himmel, den Sonnenschein, die blendend weiße Fassade dort und dies lachende Volksgewühl!

Doch scheint etwas mehr noch im Werke zu sein. Soeben stellen sich vor dem Hauptportal der Kirche ein paar Chorknaben auf, ein buntes, goldglänzendes Banner tragend. Ein altes Männchen, in rothem Rock, eine weiße Leinenkapuze über den Kopf zurück-

geschlagen, daß sie sein biederes, feistes Gesicht mit den ungleichen Bartstoppeln frei läßt, kommt aus der Seitenthür, theilt die Menge, ordnet die Chorknaben, macht Platz für weitere, läuft in die Kirche zurück in eiliger Geschäftigkeit und kommt wieder heraus. Diesmal begleitet ihn eine Schar gleich ihm gekleideter Rothröcke, mit spitzen weißen Büßerkappen, die ihre Gesichter ganz verhüllen, nur für die Augen zwei Löcher zeigen. Es folgen schwarze, es folgen braune Kuttenträger, Mönche mit Fahnen und mit Kerzen, junge Mädchen und Kinder und Nonnen.

„Ja, was gibt's denn hier?" frage ich eine Frau aus dem Volke, die im Gedränge neben mir steht, „für eine Procession will das Ganze mir nicht so recht feierlich erscheinen. Welcher Heilige hat denn heute seinen Tag im Kalender? Soviel ich weiß, fällt Sta. Margaretha nicht in den April."

„Eine Procession, — nein," sagt die Frau, „die feiern wir besser. Was denkt Ihr von uns Sammargheritesi! — Dies hier, heute, ist nur ein Begräbniß."

Darauf freilich wäre ich bei dem bunten Anblick nimmer verfallen. — Wir sind zu sehr gewohnt, den Tod abschreckend zu umkleiden mit schwarzem, düsterem Gepränge. Hier gibt man ihm eine heitere Miene, als einem guten Freund, der ein Leben zwar

aus dem fröhlichen Kreis gerissen, doch der das allgemeine Leben, das Blühen, Genießen kaum unterbricht. Ich sollte das schon lange wissen. Da tragen sie richtig einen Sarg aus der Kirche, die Geistlichkeit folgt in reichem Ornat und die Blechmusik läßt bekannte Opernweisen lustig ertönen. Aber die Gleichgültigkeit, die alle Theilnehmenden zur Schau tragen, erscheint mir doch zu auffällig.

„Sind denn gar keine Leidtragenden da, keine Anverwandten?" frage ich meine Nachbarin.

Sie hat sich auf die Zehenspitzen gehoben, um besser zu sehen, und hält sich ungenirt mir am Arm fest. „Leidtragende?" fragt sie, indem sie ihre schwarzen Haare unter das gelbe Kopftuch zurückstreicht, mich mit ihren heiteren Augen halb bedauernd anzuschauen. „Leidtragende? das sind sie ja alle. Die Mädchen geleiten jede jungfräuliche Leiche. Ich wäre vorm Jahr auch noch mitgegangen. Aber die beiden confraternità und die Waisenkinder aus dem Asyl, die folgen nur heute, weil die Todte ihre Wohlthäterin war. Verwandte freilich hat sie nicht besessen. Sie lebte lange schon allein hier."

„Die Aermste."

„Arm!" Die Augen der jungen, hübschen Frau blitzen förmlich vor Erstaunen. „Arm, sagt Ihr, von der? Sie hat das Haus an der Ecke bewohnt, das hohe dort, mit dem gemalten Säulenbalkon und

der Dame darauf. Die freilich wird nun nicht jedes Jahr mehr mit neuen Farben aufgefrischt werden! — Eine große Oliveta gehörte ihr auch, und die Olivenmühle dazu, und das Ganze erben die Waisenkinder. Begreift Ihr nun, daß Alle vergnügt sind? Ich wüßte nicht, wer weinen sollte. Und auch nicht weshalb. Die Michelina war gar nicht von hier."

„Und ist es ein Grund, um unbeweint, unbeklagt in die Erde sinken zu müssen, daß man in einem anderen Orte geboren ward?"

Meine gesprächsame junge Freundin hat nicht Zeit, auf diese Frage mir Antwort zu geben. „Sie gehen, sie gehen schon!" ruft sie eilig. „Ich muß doch sehen, was sich begibt, wenn man die Michelina zu Grab bringt."

Und mit beiden Händen ihr grellgelbes Tüchlein haltend, läuft sie schnell davon, dem Zuge nach, der vom Platz schon über die Brücke, an der Wand jenes Eckhauses vorüber, in die Gasse eingebogen ist.

Alles Volk drängt nach. Ich werde mitgezogen, geschoben. Bald sind wir aus der schmalen Straße ans Meer gelangt. So blau war es noch nie. Das denke ich jeden Tag, wenn ich hier zum Ufer trete.

Aber nein, so schön wie heute sah mir wahrlich die Bucht noch nicht aus. Im weiten Bogen, sonnbeschienen, strecken die schön geschwungenen Linien der Berge sich, allmählich verlaufend, bis hin zu den

drei letzten Höhen von Portofino, dort an der Spitze. In rhythmischen Pausen kommen langsam, gesäumt von weißem Perlenschaum, die großen Wellen herangezogen, hier auf dem Sande sanft zu vergehen. Und am Ufer, längs des Strandes, stehen die kleinen, schmalen Häuser, buntgetüncht, mit Wäsche behängt, nicht sonderlich reinlich, doch malerisch schön, umspielt von poetischem Farbenzauber, wie es eben nur Fischerhäuser in einem Riviera-Hafenort sind. Auch hier blieb ich stehen, so oft ich bisher vorübergekommen, die hübschen Gruppen zu betrachten, die unter den Thüren, vor den Fenstern, am Strand weiter drunten, um die aufs Trockene gezogenen Boote zu sehen sind. Aber ein Gesammtbild, wie heute, sah ich noch nicht.

Da vor mir an den Häusern vorüber, bewegt sich der Zug. Wo unter einer weißen Mauer die Straße vom Strand zur Höhe hinauf steigt, — es geht dort weiter zur Villa Pagana, dem Ziel meiner täglichen Wanderung —, dort sieht man schon die Kapuzenträger. Ihre rothen Röcke bilden die Spitze. Die Kerzen in den Händen der Mönche flackern im Winde. Die große Fahne der confraternità di morte flattert lustig. Die kleinen Waisenkinder — zur Hälfte sind sie mit rosa carrirten Schürzchen, zur anderen Hälfte mit blauen bekleidet, — singen mit ihren dünnen Stimmchen. Und trotz der schlechten

Blechmusik wird's Einem eigen feierlich, so schön ist das Meer mit dem Sonnenschein, so wundersam erscheinen unter diesem klar blauen Himmel die wehenden Lichter am hellen Mittag, die singenden Kinder, die Blumensträuße in den Händen der hübschen Mädchen, die bunten Fahnen, die goldglänzenden Kirchengewänder.

Arme, einsame Michelina! Es bedauert dich Niemand. Doch solch' fröhliches Grabgeleite, das Allen, die es mit angesehen, wie eine schöne, sonnenfrohe Erinnerung im Gedächtniß haften muß, ist es nicht besser, als hinzugehen unter Klagen und Trauern?

„Nun," sagt neben mir die junge Frau, die zufällig wieder im Gedränge an meine Seite gelangt ist; „nun, es will doch fast scheinen, als ob die Gute ganz friedlich, ohne Weiterungen, zur ewigen Ruhe gelangen sollte."

„Ohne Weiterungen? Was meint Ihr?"

Ja, was sie meinte, sollte ich nicht sogleich erfahren. Die Leute stießen und drängten so sehr, daß sie uns trennten. Jeder wollte sehen, hören, wollte dabei sein.

Der Zug stieg langsam die Straße hinauf, auffällig langsam. Jetzt schien er kaum noch vorwärts zu rücken. Zwischen den Villenmauern sah man den Sarg nicht mehr. Hier am Strande standen Alle mit gereckten Hälsen und blickten hinauf, Kinder,

Weiber, Fremde aus dem Hotel Bellevue, Kellner, Mägde und die Wirthe, die ganze stattliche Familie Maragliano. Ich mühte mich auch, wie die Andern, zu erspähen, was da vorging.

Der Zug schien zu stocken.

„Was ist geschehen?“

„Chi lo sa!“ brummt ein Mann mit finstrer Miene.

„Da haben wir es. Questa canaglia!“ schimpfte ein Anderer, „das hätte man sich denken können, daß sie nicht Ruhe geben würden. Nicht einmal ihre eigne Todte lassen sie in Frieden bestatten.“

„Was gibt es denn?“ frage ich nochmals, fragen die Fremden.

Streit!

Das ist Alles, was wir erfahren. Wer hat denn auch Zeit, uns Antwort zu geben! Sie streiten ja Alle. Dies Geschrei und dieser Lärm! Man meint, es sei plötzlich eine Revolution ausgebrochen, so wüthend heulen, die noch eben fröhlich schienen. Drohend erhobene Arme sieht man, zornblitzende Augen. Und was für Augen! Und was für Muskeln an den nackten, braunen Armen. Unwillkürlich sieht man nach, ob nicht in den geballten Fäusten Dolche blinken.

Da geht eine Nachricht von Mund zu Mund durch die dichtgedrängte Menge: „Sie geben nach,

sie kehren um, o questi preti!" — Nun lachen Alle. Die Männer schütteln die Köpfe. Und die Weiber haben einander so viel zu sagen, so schnell, daß von dem schrillen Stimmengewirr die Luft erzittert.

Richtig, die droben sind umgekehrt. Von der Höhe herab kommt die Geistlichkeit langsam mir wieder entgegen gezogen. Die kleinen Chorknaben schließen ihre Weihrauchkessel, nur noch ein letztes bläuliches Wölkchen ringelt sich in der sonnigen Luft. Die Mönche löschen die Kerzen aus; sie blicken finster, zucken die Achseln, wenn Jemand sie anspricht. Die Todtenbrüder sind im Weitergehen schon beschäftigt, ihre Kapuzen abzunehmen. Es erscheinen unter denselben die braunen, energischen Gesichter, unter den rothen Röcken sieht man die Alltagskleider. Sie sind sichtlich froh, die heiße Hülle los zu werden.

„Desto besser," sagt eben der Eine, da er an mir vorüber kommt, „Jene wollten die Mühe uns sparen. Mögen sie das Vergnügen haben, die Michelina weiter zu tragen."

Und er deutet hinauf, wo man durch einen Einschnitt der Mauer noch einmal auf eine Minute den Sarg sieht, und die jungen Mädchen und die singend fortziehenden Waisenkinder.

„Nun, sagte ich's nicht?" ruft meine gute Bekannte von vorhin, die zur Seite am Strand auf einen Felsblock gestiegen ist, um besser zu sehen, und

mit hochgehobenen Armen ihr gelbes Tuch auf dem Kopfe festhält, daß es der Wind ihr nicht forttragen soll; „sagte ich's nicht, beim Begräbniß der Michelina könnte es nimmer so ruhig abgehen?"

„Was hat's denn eigentlich gegeben?"

„Was es gegeben hat? Sie holen sie sich, die Sammichelesi, hier von unserem Grund und Boden holen sie sich ihre Todte. Habt Ihr's denn nicht selber gesehen, wie unsere Geistlichen umkehren mußten? Nicht einmal bis zu der alten Grenze, droben am Thor der Villa Pagana durften sie gehen. Kaum, daß man den kleinen Waisenkindern die Gnade gewährte, den Sarg zu geleiten, sonst Niemandem. Und so weichmüthig ist unser jetziger Herr Arciprete, so fromm und gefügig, daß er ihnen weicht und umkehrt, ganze zehn Minuten früher, als es bis heut gebräuchlich war. Wenn wir denen drüben immer so sanft nachgeben wollten, wie seine Hochwürden es heute gethan, wir würden hier zu Santa Margherita bald nicht einen Fuß breit von unserem eignen Grund und Boden mehr besitzen, kein Haus und kein Fahrzeug mehr unser eigen nennen dürfen. Denn sie sind habsüchtig, ehrsüchtig, streitbegierig. Und so war auch die Michelina. Obwohl sie, so lange sie hier gelebt hat, mehr Jahre, als ich selber zähle, still und friedlich fromm gethan hat, daß aller Streit hat schweigen müssen. Aber vordem, als sie noch

jung war . . . ich weiß es wohl von Hörensagen, wie sie sich benahm."

„Was ist's denn mit der Michelina, und was hat sie mit dem Streit zu schaffen, den Ihr mit Euren nächsten Nachbarn zu führen scheint?"

„Die? Nicht mehr, als Alles. Das ist es ja eben. So lange sie bei uns hier wohnte, — an die vierzig Jahre — hat Frieden geherrscht. Nun bricht bei ihrem letzten Gange der Kampf wieder aus. Wie das so gekommen, daß sie, ein armes Fischerkind, aus San Michele di Pagana in dem schönen Hause hier leben konnte, und daß sie all' den Reichthum besaß, das möchtet Ihr hören? Nun gut, ich erzähle es Euch gern. Von meiner Mutter und deren Schwestern, die mit der Michelina zugleich jung gewesen sind, weiß ich genau, wie Alles sich zutrug. Nur darf ich, derweilen ich mit Euch schwatze, nicht müßig stehen. Kommt, wenn Ihr wollt, mit mir dorthin, wo wir unsere Arbeit haben."

Und indessen der Zug, wie die Zuschauer sich verlieren, führt sie mich zum Strand hinunter, wo im Schatten eines alten abgetakelten Segelbootes sie ihren Sitz und ihr Klöppelkissen sich schon hergerichtet hat. Zwei andere Weiber, alt, zahnlos, mit grauen Haarsträhnen und verwitterten Gesichtern, wie echte Hexen aus dem Märchen, bringen ihre Sessel herbei, die leichten sedie di Chiavari. Mir

wird gleichfalls ein Strohstuhl gespendet. Und so richten wir uns behaglich in dem einzigen kleinen Schattenfleck ein, den das alte Schiff auf den blendenden Sand wirft.

Da habe ich denn die Geschichte der Michelina mit allen ihren Einzelheiten, Allem, was sie selber erlebt, und was die Anderen dazu gesagt, haarklein erfahren. So schnell, wie die kleinen Klöppel flogen um die Stecknadeln auf den Kissen, schneller als die weißen Spitzen unter den braunen Fingern entstanden, gingen die Zungen und Lippen der Drei. Vermag ich aber, wie ich fast befürchte, die Geschichte hier nicht so lebendig wieder zu geben, wie sie mir vorgetragen wurde, so ist es nicht nur mein Unvermögen, — es ist, weil das Meer fehlt! — das rauschte, eintönig, endlos, betäubend, zum Klappern der Klöppel, dem Schwatzen der Weiber seine ewigen Melodien, die zu Allem, was hier am Strand sich begibt, den Grundton wie die Begleitung bilden.

Denn das Meer ist am Ende doch Schuld an Allem.

Warum spülte es jene Bucht tiefer, diese flacher aus, aus dem Felsgestein? Warum ließ es jene Klippen so zackig stehen, daß sich die Wellen brausend dran brechen, größere Schiffe ungern landen? — Warum rollte, walzte, zermalmte es hier das Gestein sorgsam zu fein gesiebtem Sande, auf dem

die Kiele gefahrlos gleiten, über dessen sammetweichen Grund die Badenden sicher nackten Fußes hinausgehen können? Das Meer ist Schuld, daß dort drüben zu San Michele nur eine einzige Reihe von Häusern im Halbkreis den kleinen Hafen einfaßt, daß hier diesseits des Vorgebirges, der Punta Pagana, in der breiteren Bucht von Santa Margherita behaglich sich ein Städtchen ansiedeln konnte, mit Kirchen, Fabriken, Schiffswerften. Und ist's nicht das Meer auch, das dort die Menschen, denen es nur kargen Fang in geringeren Booten gestattet, so trotzig macht, ein eigenwillig begehrlich Geschlecht, auf seinem Recht mit Stolz bestehend, das hier die wohlhäbig Besitzenden das Leben ein wenig leichter nehmen, sorgloser genießen läßt?

Daß die Michelina dort geboren, in dem kleinen Hafen, der unter dem Schutze ihres heiligen Namenspatrons, des Erzengels, steht, das wissen wir schon. Daß sie aber den größten Theil ihrer Kindheit verbrachte, ohne etwas Anderes zu kennen, als eben den Hafen, mit seinem Kranze rosa getünchter, gleichartiger Häuser, die Kirche in halber Höhe darüber, und auf dem Kamm des Vorgebirges die Villa Pagana in ihrem schattigen, schönen Garten, das begreift nur, wer die Armuth und Beschränkung des Volkes hier kennt. Sie war ein Mädchen von fünf, sechs Jahren, bevor sie nur einmal mit Bewußtsein

den Namen jenes Ortes hörte, der, kaum eine halbe Stunde entfernt, ihr ganzes Leben beeinflussen sollte. —

„Ich gehöre zu den Leuten von Santa Margherita!“ hatte der Mario stolz gesagt.

Die beiden Kinder standen auf einer flachen Felsplatte an der äußersten Spitze des Vorgebirges, welches die Villa Pagana trägt. Der Schaum spritzte ihnen über ihre nackten Füße, die Pinien ihnen zu Häupten rauschten, beugten und bogen ihre großen, runden Kronen. Sie mußten sich an dem Stamm der einen festhalten, um nicht von den schlüpfrigen Steinen fortgespült zu werden. Und der Mario, als der Sohn des Gärtners, mit jedem Schritt und Tritt hier vertraut, faßte die Schultern der Michelina und drehte sie herum: „Sieh dorthin, dorthin,“ rief er keuchend, daß sein dünnes Stimmchen durch das Wellengetöse dringen sollte, „dort liegt Santa Margherita.“

Sie hat den Nachbarhafen oft noch gesehen, hat darin gelebt und ist dort gestorben. Aber wie an jenem Frühlingsmorgen nach dem Gewitter, so schön und so fabelhaft, wie die weißen, vielfenstrigen Häuser in grellem, plötzlichem Sonnenlichte da vor ihr lagen, so verlockend, wie damals dem Kinde, ist ihr Santa Margherita im ganzen Leben nicht wieder erschienen.

„Ich möchte hin!“ seufzte sie aus voller Brust und streckte die Arme sehnsüchtig hinüber.

Der Mario, als der Erfahrenere von Beiden, obwohl er klein gewachsen und schwächlich, zog sie erschreckend zurück. „Von hier aus geht's nicht, über die Klippen führt kein Weg. Droben vom Gitterthor an der Straße ist es nicht weit."

„So laß uns gehen."

„Nein, nicht heute. Man könnte mich brauchen. Der Vater hat so viel zu thun jetzt. Und die Herrschaft ist auf der Villa. Wenn sie fort sind, wenn er's dann erlaubt . . ."

„O Du! Du weißt immer Ausreden zu finden. Es ist am Ende auch gar nicht wahr, daß man hin kommen kann und daß Du schon dort warst."

„Ich!" ruft er mit beleidigtem Stolze, „ich soll nicht dort gewesen sein, meinst Du? Ich gehöre ja selbst zu den Leuten von Santa Margherita. Nicht zu dem kleinwinzigen, engen, schlechten San Michele di Pagana, wie Du."

Das war's. Von dem Tag und von dem Wort an hat die Michelina sich fortgesehnt. —

Sie sagten in San Michele, das Kind, das sonst so lustig gewesen, wild und lärmend beim Spiel, wie keine Zweite, sei auf einmal still geworden, habe mit großen, weit offenen Augen auf seinem Schemelchen an der Schwelle des Hauses gesessen. Der Girolamo, ihr viel älterer Bruder, entsann sich nach Jahren noch, wie die Kleine einmal zu ihm gekommen

war, sich auf die Zehenspitzen stellte, die beiden Aermchen ihm um den Hals legte, ihre weiche Kinderwange an seine rauhe, gebräunte drückte und flüsternd fragte:

„Du, warst Du in Santa Margherita?"

Er lachte. „Gewiß."

„Ich möchte hin. O, nimm mich mit! Es muß so schön sein."

Aber der Girolamo, der sonst ihr ganz besonderer Freund war, das kleine Ding, wenn er von weiter Seefahrt heimkam, fast wie ein Vater auf den Arm nahm und herzte, wandte sich ab mit gerunzelten Brauen.

„Was fällt Dir nur ein, ich gehe nicht hin. Was willst Du auch in dem bösen Nest? Man erlebt dort keine Freude. Die Leute sind trügerisch, treulos und herzlos. Sei froh, daß Du hier bist."

Die kleine Michelina schlich sich enttäuscht von dannen. Sie wußte nicht, daß was den Bruder gegen jene Stadt so unfreundlich stimmte, eine herbe Erfahrung war, die ihm ein Mädchen von dort bereitet. Aber auch sonst, wo sie anzufragen versuchte, mußte sie das Gleiche hören, wie man hierorts gegen die Nachbarn nicht günstig gesinnt war. Weshalb die von San Michele die von Santa Margherita nicht leiden konnten, und umgekehrt, das war schwer zu sagen. Es war einmal so, seit undenklichen Zeiten.

Lagen doch auch beide Gemeinden im ewigen Streite über die Grenze, welche dazumal noch von der Spitze des Vorgebirges bis zur Landstraße quer durch den Park der Villa Pagana hindurch führte.

Davon freilich begriff und wußte Michelina noch nichts. Wenn die Leute den Nachbarort schmähten, schmerzte es sie. Warum höhnten sie, was doch so schön war, so wunderschön, und was Mario so hoch hielt?

Die Herrschaften droben hatten die Villegiatur verlassen. Frau Brigida, Michelina's Mutter, war von dem Gärtner wieder berufen, Haus und Park für den Winter in Stand zu setzen. Sie nahm ihr Töchterlein mit, wie schon oft. Auf dem Wege bergauf blieb das Kind immer einen Schritt hinter der Mutter. Erst als sie schon nah am Gartenthor waren, nahm sie sich ein Herz zu der Frage:

„Ist es wahr, daß der Mario nicht zu uns hier gehört?"

„Ja, denn er ist in Santa Margherita geboren."

„Und — wird er später dort wohnen müssen?"

„Natürlich. Er kommt einmal zu seinem Oheim, dem Zio Baciccia, der im Serronathal die große Oelmühle besitzt. Da wird er's gut haben. Ja, ja, dem ward sein Leben klug eingerichtet."

„Sind in Santa Margherita die Leute denn klüger?"

„Das nicht, Du Kindskopf. Aber reicher. Und die Reichen sind zu beneiden!“ so schloß Frau Brigida mit einem Seufzer.

Michelina war die wenigen letzten Schritte vorangelaufen, auf den Mario zu, der sie erwartend, das schmale Gesicht an die Stäbe des Gitterthores gedrückt, neben dem kleinen Gärtnerhaus stand.

„Komm,“ sagte sie hastig, „Du mußt mir erzählen, wie es aussieht bei Dir daheim, und wie es dort zugeht, und wann Du dort warst. Ich will es Alles, Alles wissen.“ —

Sonst hatten die Kinder, wenn Frau Brigida droben im Tagelohn beschäftigt war, sich im Park umhergetrieben, in der Schaukel des Marchesino unter der hohen Ceder sich gewiegt, Blumen gepflückt und im duftenden Heu sich versteckt. Von jetzt an verbrachten sie ihre Zeit nicht mehr mit Spielen. So lange die Sonne am Himmel stand, so lange im Garten gearbeitet wurde, hockten die Zwei in dem dunkelsten, tiefsten Winkel des alten Genueser Wartthurms. Von der Spitze des Vorgebirges ragt er verfallen, doch dräuend noch, weit hinaus, als müsse er, wie zu alten Zeiten, das Land gegen Sarazenen beschützen. Dort, in dem heimlichen Gewölbe saßen die Kinder wohlgeborgen, der Mario erzählte, und Michelina horchte begierig. Mit dem, was es wirklich in Santa

Margherita zu sehen gab, war er bald fertig. Als sie mehr und immer mehr zu hören begehrte, schilderte er ihr Gebäude, wie sie die großen Fresken darstellten, welche die Wände der Villensäle phantastisch schmückten und vor denen er oft Stunden lang in Bewunderung stehen konnte; schilderte ihr, was ihm sein Vater von fernen Ländern und Städten gesagt. Und endlich, als auch das nicht genügte, fügte er freigebig hinzu, was sein junges Knabenhirn an bunter Pracht zu ersinnen wußte. Das Alles übertrug er für sie auf die Stadt Santa Margherita. Von Palästen mit Marmorsäulen, von vornehmen Damen, die in seidenen Prachtgewändern lächelnd sich vom Balkon niederneigen, von Silberspitzen, die man dort feil hat, von Goldfäden, welche die Seiler spinnen, fabelte er. Vielleicht wußte er im Feuer des Redens selbst nicht, daß es Märchen waren, die er erzählte. Sie aber nahm Alles für lauterste Wahrheit.

Durch die klaffenden Risse in der alten Mauer des Thurmes sah man das Meer, das leise rauschte. Von drunten zogen die starken Düfte der Lorbeerbüsche, der Lebensbäume, der Orangen und all' der blühenden, reichen Gewächse, die in brennender Sonnengluth standen, bis hier herein in das kühle Gewölbe. Und die Augen der Michelina wurden immer größer und größer, und ihr sehn-

süchtiges Kinderherz dehnte sich immer weiter und weiter . . .

Aber wie Kinder einmal sind, je mehr ihr das Begehren wuchs, den Nachbarort nur zu betreten, desto ängstlicher verheimlichte sie es. Weder der Mutter, noch den Brüdern sprach sie von ihrem Herzenswunsch. So vergingen der Herbst und der Winter, bis sie Santa Margherita nur von Weitem wiedersah.

Frau Brigida hatte sie zur Olivenernte mitgenommen. Sie sei ein großes Mädchen jetzt, sie müsse schon zu verdienen suchen. Es war im Frühling, denn man läßt die Früchte den Winter über an den Bäumen, daß sie besser reifen. Sie hatten hoch hinauf zu steigen, bis gegen San Lorenzo della Costa. Von dort überblickt man den ganzen tiguli-schen Golf, den weiten Halbkreis der zackigen Küste, mit den grauen, verfallenden Thürmen auf jedem Vorsprung, mit den hübschen weißen Städtchen in jede Buchtung eingebettet. Grade unter ihnen lag Santa Margherita, halb versteckt von dichten Oliven. Michelina sah so lange unverwandt hin, bis die Augen ihr übergehen wollten. Aber sie konnte zwischen dem silberschimmernden, feinblätterigen Laub-schleier nicht erkennen, ob wirklich dort die Paläste waren, von denen Mario ihr erzählt.

Unterdessen hatten die Frauen weiße Tücher rings

um die Bäume auf den Boden gebreitet. Ein Aufseher schüttelte. Und die schwärzlichen, winzigen Früchte flogen zu Hunderten und Hunderten raschelnd hernieder, es galt sich zu bücken und zu sammeln, die großen Körbe rasch zu füllen. So ging es weiter, Baum für Baum durch die Oliveta.

Michelina war eine der Flinksten. „Eure Bambina ist geschickt," sagte der Aufseher zu Frau Brigida, „die versteht's. Wenn sie so fleißig bleibt und so schön, wird eines Tages ein reicher Haus- und Olivenbesitzer von Santa Margherita kommen, sie sich zu seiner Frau zu holen."

„Die Michelina ist noch kurz, da hat sie nicht so weit sich zu bücken," brummten die Weiber, denen das Lob nicht gefallen mochte. Und eine höhnte: „Ein Hausbesitzer! Die gehen auch grade nach San Michele, sich ein armes Mädchen zu holen."

Aber die Mutter legte ihr Kind zur Siesta in den dichtesten Schatten unter den Bäumen, bettete es wohl in das Moos und deckte es zu mit der eigenen Schürze. Und sie küßte ihr den wirren, goldblonden Krauskopf:

„Bleib Du nur immer, wie Du bist. Dann kommt vielleicht zu Dir einmal das Glück, das große, reich zu sein, ein eigenes Haus und Oliven zu haben!"

Die Michelina wußte von Stund an, was man

in der Welt sich zu wünschen habe: ein hohes, weißes Marmorhaus unter dem Silberdach der Oliven, drunten zu Santa Margherita.

Nicht lange darauf kam einmal der Mario zu ihr, nahm sie auf die Seite, mit langem Gesicht, ihr anzuvertrauen, er solle zum Herbst nach Santa Margherita in die Schule gehen.

„Zur Schule, nach Santa Margherita, o Mario, könnte ich das doch auch!"

„Meinst Du, es ist ein Vergnügen?" fragte er, „man muß dort still sitzen, viele Stunden, und wer nicht gut Acht gibt, wird obendrein noch von den andern Buben gehänselt."

„Aber es ist ja in Santa Margherita!"

„Möchtest Du so gern hin?"

Sie gab keine Antwort, faltete nur ihre braunen Kinderhände fest vor der Brust, als ob sie in der Kirche wäre.

In Mario's erfinderischem Kopfe tanzten allerlei Pläne. Er fühlte vor der Schule ein Grauen. Wenn Michelina ihm dort beistehen, vor Schlägen und Püffen ihn schützen könnte! Er wußte schon, daß sie weit tapferer war, als er. Dazu schaute sie ihn aus ihren dunklen Augen so flehentlich an . . .

„Gut," sagte er kurz, „ich nehme Dich mit."

„Wirst Du das dürfen?"

„Man muß eben nicht fragen. Was der Vater nicht weiß, kann er nicht verbieten. Auch Deiner Mutter darfst Du nichts sagen. Sobald es Zeit ist, komme ich, Dich zu holen. Verlaß Dich auf mich."

Es hieß immer von dem Mario, er rede in den Wind, und alle Leute, der Gärtner Bassi selbst und Frau Brigida sagten, man dürfe dem Knaben nicht trauen.

Michelina aber glaubte an ihren Freund. Vielleicht, weil sie fühlte, daß sie die Macht besaß, ihn thun zu machen, was sie wollte. Die anderen Kinder, die sie so oft allein stehen sahen, wie sie mit gespannt erwartenden Blicken den Weg hinauf schaute, der zur Pagana und weiter führt, nannten sie die Träumerin, la sognatrice. Aber was sie träumte und dachte, das sagte sie nicht.

Die Marchesi Spinola sind, wie jedes Jahr, in ihre Villa eingezogen und schon wieder abgereist. Michelina stand vor der Thür, als die Wagen vorüberfuhren. So oft sie in der letzten Zeit den Mario gesehen, hatte sie ihn gefragt:

„Gehst Du jetzt zur Schule?"

„Erst wenn der Herbst kommt."

„Und wann kommt der Herbst?"

„Wenn die Signori wieder reisen."

Jetzt ist es soweit. Die Stürme haben in diesem Jahr früher, als sonst begonnen. Es gab eine Fluth,

daß die Häuser von San Michele sämmtlich in Gefahr waren. Die Steinplatten längs der Marina stehen noch unter Wasser. Mit hochgehaltenen Röcken versuchen die Kinder, wie es sich in den Wellen lustwandelt. Michelina ist mit dabei, die Uebermüthigste von Allen.

Da kommt der Mario den breiten Weg von der Villa herab. Mit ihren schlanken, nackten Füßen springt sie durch das Wasser, daß es hoch aufspritzt. Er hält sich in gemessener Entfernung. Trägt er doch Stiefeln, ein fast neues, glänzendes Paar, das ihm der kleine Marchesino zum Geschenk ließ. Die Beiden stehen, von den Anderen beobachtet, ein paar Minuten bei einander, eifrig und leise sich beredend.

Dann trabt der Mario in seiner ungewohnt vornehmen Fußtracht wieder den Berg hinauf, nach Hause. Und Michelina kehrt langsam zurück. Sie will nicht mehr mit den Anderen spielen. Still setzt sie sich auf ihr Schemelchen an der Hausthür und läßt es sich geduldig gefallen, daß jene sie necken:

„Prinzessin Träumerin, was planst Du? Redest Du nur noch mit Stiefelträgern?"

Als ihre Mutter von schwerer Arbeit spät Abends heimkam, drängte Michelina, die sonst so leicht nicht müde wurde, schnell zu ihr ins Bett zu kommen. Sie theilten dasselbe schmale Lager.

„Was hast Du heute nur," fragte Frau Brigida, „weshalb eilst Du so sehr?"

„Damit schneller morgen wird," sagte die Kleine.

Es war still in der ärmlichen Wohnung. Vater und Brüder fuhren draußen auf den Korallenfang, die Mutter schlief schwer. Und als es kaum tagte, hob das Kind, das kein Auge geschlossen hatte, sich von dem Bett und stahl sich hinaus, halbangekleidet, ihre kleine Schürze in der Hand. So lief sie in der Dämmerung durch den Regen mit klopfendem Herzen den wohlbekannten Weg hinauf. Ihre sonst so geschickten Finger vermochten vor Zittern kaum sich die Schürze festzuknüpfen. Am Thor der Villa drückte sie sich ängstlich vorüber, scheu wie eine Diebin, sich nach allen Seiten umschauend, ob der alte Gärtner nicht käme. Ein paar Schritte weiter, unter dem steinernen Heiligenbilde an der Mauer, blieb sie stehen.

Der Regen rieselte herab, durchfeuchtete ihr die ärmlichen Kleider. Sie hörte die Kirchenuhren schlagen, hüben und drüben, in San Michele wie in Santa Margherita fast zugleich. Ob sie viel zu früh gekommen war, ob der Mario sie im Stich ließ, wußte sie nicht. Um nichts in der Welt hätte sie gewagt, sich von der Stelle zu bewegen. Wenn sie Schritte nahen hörte, preßte sie sich nur noch fester an die Wand. Die Backen glühten ihr trotz des Regens. Sie glättete sich das Haar an den Schläfen, um nur

nicht unordentlich zu erscheinen in der großen schönen Stadt. Hätte sie nur bessere Kleider, ihre rothen Sonntagskorallen, welche die Mutter ihr verwahrte. O, wie viel neue, sehnliche Wünsche kamen ihr, nun der eine, große, der Erfüllung so nahe war.

Aber plötzlich stand Mario vor ihr.

„Da bist Du. Nun komm. Fürchte Dich nicht; man wird Dir nichts anthun. Ich schütze Dich schon."

Die Kinder faßten sich bei den Händen, gingen den kurzen Weg hinab. Michelina klopfte das Herz bis zum Zerspringen.

„Ist's noch weit hin?" fragte sie halblaut.

„Da sind wir schon," gab der Mario zur Antwort.

Der Regen hatte nachgelassen, die Luft war grau. Sie kamen zum Strand, wo das Meer laut rauschte, und wo auf dem feuchten Sande ein paar alte Boote lagen, nicht viel anders als zu San Michele. Und zur Rechten standen Häuser, kleine, niedrige. Vor den Fenstern hing halbzerrissene Wäsche zum Trocknen. Ein Schuster saß in der offenen Hausthür an der Arbeit; ein paar barfuße Buben kamen heraus.

„Wohin führst Du mich denn," rief sie, „das kann Santa Margherita nicht sein."

Aber der Mario zog sie vorwärts.

„Wir haben keine Zeit. So komm doch! Die Anderen gehen schon zur Schule."

Ohne Widerrede ließ sie sich weiter ziehen. Sie kamen durch ein paar winklige Gassen, über den Platz, an welchem die Kirche, von Baugerüsten unkenntlich gemacht, stand, und bogen wieder in eine Straße . . .

Das sollte Santa Margherita sein, das! Die schöne Stadt mit dem silbernen Pflaster, den Marmorpalästen, von deren Balkonen reiche Damen in Seidengewändern niedergrüßen? Also hatte der Mario gelogen. Und sie hatte sich umsonst hergesehnt, sich gefreut und gezittert.

Da stand sie, sie wußte selber nicht, wie sie hereingekommen war, schon in der Schule. Auch die war so anders, als sie's sich gedacht. Kahlgeweißte Wände, von denen der Putz halb abgefallen, auf den Bänken in langen Reihen eine Menge Buben und Mädchen, in geringen, zerrissenen Kleidern, so schlecht wie ihres. Und Alle lachten und schnitten Gesichter, sie zu verspotten.

Denn vor den Reihen, ganz allein, stand sie, Michelina, und mußte ein Verhör von der Lehrerin über sich ergehen lassen.

Der Mario saß an seinem Platz. Und als er mit den Andern befragt ward, ob er das fremde Mädchen kenne, da schüttelte er mit den Andern den Kopf.

„Wo kommst Du denn her?" forschte die Nonne, „aus San Michele? Und wer hat Dich gebracht?

Was willst Du hier? Nun, weißt Du nicht einmal Antwort zu geben? So geh lieber gleich wieder heim in Dein Dorf. Hier können wir nur Kinder aus unserer Parochie, nur brave, wahrheitliebende Kinder brauchen."

Als an dem Morgen Frau Brigida zur gewohnten Zeit erwacht war und ihr Töchterlein nicht an ihrer Seite gefunden hatte, da erhob sie ein Geschrei, daß ganz San Michele in Aufruhr gerieth. Man suchte in jedem einzelnen Hause, im Bach, am Strand und in der Kirche. Ein paar alte Frauen, die am Tage vorher die Unterredung des Mario Bassi mit der Michelina von weitem gesehen hatten, riethen, ihn zu befragen. Daß die Beiden mitsammen irgend einen Streich ausgeheckt, schien allen wahrscheinlich. Doch da man zu dem Gärtner hinaufkam, sagte der, sein Junge sei, wie schon seit drei Tagen, zur Schule gegangen.

Trotzdem machte sich ein Haufe von Leuten, die weinende Brigida in der Mitte, auf den Weg, nach dem Mitwisser des Geheimnisses zu fahnden. Sie hatten nicht weit zu gehen. Am Ende des Hügels, wo sich die Straße vom Vorgebirge zum Strande wendet, da, wo gerade die ersten Häuser von Santa Margherita beginnen, kommt ihnen durch die rieselnde Feuchte ein kleines trübseliges Figürchen entgegen. Nicht ihr Entführer, sondern Michelina selbst. Wie

die Mutter ihr Kind nur erblickt, stürzt sie ihm entgegen, reißt es an sich, schreit, lacht und weint. Und die Weiber weinen mit ihr und die Männer schreien und fragen:

„Wo warst Du, wo kommst Du her, Michelina?"

Es war aus dem Mädchen so schnell keine Antwort herauszubringen. Sie blickte ganz starr mit großen Augen vor sich hin und Alles, was ihr mit schluchzendem Ton über die zitternden Lippen kam, war:

„Es ist nicht schön, o lange, lange nicht so schön, wie ich dachte, in Santa Margherita." —

Die Träumerin hatte sie geheißen. Die Sammargheritese nannte man sie von jetzt an. Ihre Gespielen fühlten eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor ihr seit jenem Unternehmen. Was aber diesem Kindererlebniß noch ganz besonderen Nachdruck verlieh, ihr selbst, wie allen Leuten am Ort es tiefer ins Gedächtniß prägte, das war die große Michaelispredigt.

„Hört, Ihr Männer und Weiber von San Michele," so eiferte am Morgen des nächsten 29. September der Parroco Don Leone von der Kanzel, „beklagt Euch nicht immer, daß Euer Ort arm sei und klein. Wahrlich, nicht darauf kommt es an bei unserem Sterben, wer in der größeren oder geringeren Stadt gewohnt hat. Sondern wer droben am Himmelsthor einen stärkeren Fürsprecher findet, der

seiner armen Seele sich annimmt. Welcher Heilige aber gliche wohl unserem Patronus! In seiner strahlenden, blitzenden Rüstung, allwie er vor manchen hundert Jahren am Garganus jenem frommen Erzbischof erschienen, mit Speer und Schwert den Drachen des Bösen zu Boden zwingend, also steht er wachsam und tapfer auf den Bergwachten und Vorgebirgen. Zwar auch andere Heilige haben Satanas bekämpft. Auch die Königstochter von Antiochia, Sankt Margareth, widerstand ihm tapfer, besiegte ihn glorreich. Betet zu ihr, Ihr thut nur recht dran. Aber, so Ihr mich nun fragt, wer ist besser: er, der Held und der Erzengel, einer von den heiligen Sieben, die im Strahlen-Glorienglanze des Höchsten Thron lobsingend umstehen, oder sie, ein irdisch Weib, eine aus der zahllosen Schar der frommen Jungfrauen und Märtyrerinnen, — ei, so kann ich Euch nur verachten. Sankt Michael ist der hehrste Helfer, der beste Schützer. Wer fort von ihm trachtet, dem wird es ergehen, wie jenem Kinde, das man kürzlich hinüber verlockt, dann ausgewiesen, vertrieben hat, und welches mit bitteren Thränen zurückkam. Daß wir solchen Patrones werth sind, wir Sammichelesi, das laßt uns beweisen, indem wir uns frommer, tapferer, besser zeigen, als Alle, Alle an den beiden Rivieren, und ehrfurchtsvoll ihm sein Gotteshaus schmücken."

Der gute Don Leone hatte die Heimathsliebe seiner Gemeinde durch diese Rede anfeuern wollen. Doch ward weit mehr der Haß auf ihre Nachbarn darob verstärkt. So bittere Worte wider die Sammargheritesi hat man noch nie zu San Michele di Pagana vernommen, wie an jenem Michaelismorgen auf der Terrasse vor der Kirche!

Als die kleine Michelina an ihrer Mutter Hand herauskam, zeigten Alle auf sie:

„Die hat er gemeint, die hat man hinüber verlocken wollen, die hat's erfahren, was uns dort blüht."

Und das Kind hörte, wie sie schmähten, und begriff es wohl und nickte dazu.

Als aber der Mario Bassi vorbeiging, erhob der Volksunwille sich stärker. Schimpfreden, Drohungen, Steinwürfe selbst verfolgten ihn bis zu dem Häuschen seines Vaters droben am Gitterthor. Und dem Alten gefielen die Mienen seiner Nachbarn fortan so wenig, daß er schon kurze Zeit darauf von dem Signor Marchese Spinola seinen Abschied begehrte und mitsammt dem Buben zu den Verwandten seiner jung verstorbenen Frau ins Serrona-Thal nach Santa Margherita hinabzog. Man hat den Mario drunten im Hafen von San Michele von jenem Tag an kaum mehr erblickt.

Ja, das Alles war die Folge der Michaelispredigt.

Doch was er eigentlich bezweckt, nämlich eine bessere Ausstattung seiner Kirche, das erreichte Don Leone nicht. Das kleine Gotteshaus am Felshang blieb wie es war.

Dagegen zu Santa Margherita that der Rückschlag jener Worte eine dem alten eifrigen Herrn schwerlich sehr erwünschte Wirkung.

Sie hatten dort um jene Zeit gerade begonnen, die Hauptkirche zu restauriren. Forderte der Geistliche in dem winzigen San Michele die Gemeinde auf, ihrem Ortspatron sein Haus würdig zu schmücken, so durften die Sammargheritesi nimmer zurückbleiben, mußten ihre Anhänglichkeit an ihre jungfräuliche Heilige um so glänzender beweisen. Vor allen Kirchen rings an der Riviera di Levante, alten wie neuen, sollte die ihrige erstrahlen. Der Ort war reich genug, um es sämmtlichen Umwohnern zuvor zu thun. So erneuerte man denn alle Statuen an der Fassade, den Goldgrund der Reliefs im Innern, die Pfeiler erhielten prächtige, abwechselungsreiche Ornamente, der Altar vielfarbige Marmoreinlagen, die Kanzel das allerschönste Schnitzwerk. Aber die Wölbungen über den drei Schiffen der Kirche sollten den köstlichsten Schmuck aufweisen: man beschloß alsbald, die Geschichte der heiligen Märtyrerjungfrau dort hoch oben in großen Gemälden von trefflichen Künstlern ausführen zu lassen.

Unterdessen gingen die Jahre dahin.

Aus der kleinen Michelina erwuchs eine große Michaela, aufrecht und schlank. Unter ihren rothblonden Locken blickten die dunklen Augen fast finster aus dem bräunlichen Gesicht. Sie unterschied sich nicht durch ihre Kleidung, noch an Wissen, noch irgend sonst von ihren Genossinnen. Jener eine Schulbesuch war ihr erster und letzter geblieben; sie klöppelte Spitzen, wie alle am Ort.

Aber doch mußte sie immer hören:

„Du bist anders als wir. Du gehörst nicht hierher."

Und wenn sie den Blick von ihrem Klöppelkissen aufhob, schienen ihre Augen zur Antwort zu geben:

„Nein, ich will auch nicht zu Euch gehören, ich möchte fort, weit fort von hier."

Der Michelina Kinderjahre waren nicht fröhlich zu Ende gegangen. Ihr Vater starb früh, die Mutter, von schwerer Arbeit gebeugt, ward vorzeitig gebrechlich, der Girolamo kehrte als Krüppel von der Seefahrt heim, und der zweite Bruder, der Pietro, hatte sich ein Weib genommen, das, arm wie er, nur viele Kinder und Sorgen brachte. So mußte Michelina, die Jüngste, mit ihren behenden, kräftigen Gliedern für alle Anderen im Hause schaffen.

Obwohl sie so fremd und gleichgültig dreinsah, folgten ihr die jungen Burschen, wie Eisenspäne dem

Magneten. Einmal, als sie am Samstag hinüber nach Santa Margherita ging, — sie kam jetzt jede Woche dorthin, ihre fertigen Spitzen abzuliefern, — sah sie auch der Professor, der grade das allerletzte Gemälde über dem Hochaltar der Kirche zu malen hatte.

Er war so überrascht von ihrem Anblick, daß er eine ganze Weile wie erstarrt stehen blieb. Erst als sie schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen war, kam er ihr eiligst nach und fragte, ganz athemlos, ob sie ihm für seine heilige Margaretha mit dem Drachen als Modell dienen wolle?

Sie sah ihn an, schüttelte ihren blonden Kopf, wandte sich und ließ ihn stehen.

Ihre Begleiterinnen lobten sie, daß sie nicht gewollt. Für Santa Margherita sich malen lassen! Welche gute Sammicheleſe würde das thun? Und nun gar sie, die schon als Kind drüben so Unglimpfliches erfahren.

Aber ein paar Tage später kam derselbe berühmte Maler, ein graubärtiger, würdiger Herr, nach San Michele. Und zwar nicht allein, sondern in Begleitung des Arciprete Don Terenzo wie des Parroco von San Michele, Don Leone. Man erblickte diese Zwei sonst nicht häufig beisammen. Da man sie heute mit einander und in solcher Gesellschaft auf das Haus, in dem Michelina wohnte, zu-

gehen sah, folgte ihnen selbstverständlich die halbe Ortschaft.

Sie traten ein, doch hinter ihnen blieb zum Glück die Hausthür nur halb angelehnt. So konnten die draußen sehen und hören, was drinnen vorging.

Michelina stand in der Mitte des kleinen, ebenerdigen Zimmers, die Arme über der Brust verschränkt, den Kopf mit seinem goldrothen Krönchen von schweren Flechten ein wenig zurück in den Nacken geworfen.

Don Leone führte das Wort. Er wiederholte die Bitte des Malers. Und als er zum Schluß erklärt hatte, daß es sich um ein frommes Werk, nicht um weltliche Eitelkeit handle, wartete er ihre Antwort ab.

Sie aber sprach ruhig:

„Nein, ich will nicht. Es ist für Santa Margherita."

„Aber, Mädchen," rief der Parroco, ganz erschrocken, „weißt Du denn nicht, daß, was Du dem einen Heiligen zu Liebe thust, Dir alle anderen lohnen werden? Und man begehrt es ja auch nicht umsonst, man will Dich bezahlen."

Sie zuckte die Achseln.

„Ich mag aber nicht. Von der Kanzel herab habt Ihr, als ich noch ein Kind war, gelehrt, wir sollten nur San Michele hochhalten und nicht zur

heiligen Margaretha hinüber begehren. Ich habe mir Eure Worte gemerkt, o so gut! Santa Margherita kann für sich sorgen."

Welche Antwort hätte ein hochwürdiger Herr wohl auf solch' freche Reden ertheilen können? Don Leone kratzte sich ärgerlich am Ohr.

„Ein keckes Ding," brummte er, zu seinem Confrater gewendet, „wahrhaftig, man sollte glauben, sie gehöre noch zu jenen Heiden, von welchen, laut den alten Sagen, unser Ort hier wie die Punta den Namen tragen."

Damit folgte er Don Terenzo, der sich beleidigt zum Fortgehen gewandt hatte. Konnte ihm doch nichts ungelegener geschehen, als grade jetzt, wo wieder einmal der Grenzstreit zur Entscheidung stand, und wo er gehofft, durch diese geringe Gefälligkeit sich den Gegner günstig zu stimmen, vor demselben so wenig nachbarlicher Gesinnung geziehen zu werden.

Aber während er auf dem Rückweg durch den Ort sich bestrebte, den Aerger Don Terenzo's mit versöhnenden Worten zu beschwichtigen, war der Maler bei Michelina geblieben und mühte sich auf jedwede Weise, mit Bitten wie Versprechungen, sie noch anderen Sinnes zu machen. Aber Alles, was er erreichte, war, daß sie zu guterletzt ihn fragte:

„Gibt's zu Santa Margherita denn gar keine hübschen Mädchen, daß Ihr durchaus mich quälen müßt?"

Zu San Michele galt von Stund an die blonde Schöne allen Leuten als eine besondere, nie dagewesene Merkwürdigkeit. Sie hatten nicht viel in dem armen Fischerort, worauf sie sich etwas zu Gute thun konnten. Auf Michelina's Schönheit aber fühlten Alle ein Anrecht. „So etwas können die Sammargheritesi denn doch nicht aufweisen," so hieß es. Und alle Burschen schwuren sich zu, sie und ihr hochmüthiges Gesicht und jedes der goldrothen, lockigen Härchen auf ihrem Scheitel gegen die Feinde zu vertheidigen.

Als sie das nächste Mal am Samstag nach Santa Margherita hinüber gehen mußte, geleitete eine förmliche Gefolgschaft kampfbereit sie auf den Weg. Hätte sie nur gewollt, sie hätte freie Wahl haben können unter allen Burschen von San Michele. Aber sie rümpfte die feine Nase, warf ihren Kopf zurück in den Nacken und sagte Jedem das gleiche Nein. Und der Pietro schalt, und die Schwägerin Rosa mahnte, und die alte Brigida rang die Hände über ihrem Kopf und weinte und fragte bei allen Heiligen an, was sie denn wolle, wer denn dem Trotzkopf gut genug sei? Michelina sah von ihrem Klöppelkissen weit hinaus auf das blaue Meer mit den goldig tanzenden Sonnenlichtern. Was sie begehrte und ersehnte, das sagte sie nicht.

Es war um die Zeit etwa, daß ihr der Mario zuerst wieder in den Weg kam.

Er hatte unter den neuen Genossen die Jugendgespielin halb und halb wohl vergessen. Nun mochte es nicht allein die Neugier sein, den Gegenstand so manchen Geredes sich einmal wieder aus der Nähe anzuschauen, was ihn nach San Michele trieb. Er hatte seine besonderen Zwecke. Der Mario nämlich, ein anstelliger Bursch, besser als Manche unterrichtet und mit angeborenem Sinn für alles Schöne, diente dem alten Herrn Maler als Handlanger. Die Arbeit in den Olivenpflanzungen und in der Mühle seines Oheims hatte ihm schlecht behagt, zur See zu gehen, wie andere Burschen, taugten seine Kräfte nicht, so hatte er sich denn in den Kopf gesetzt, ein Maler zu werden, wie der Professor selbst.

Dazu freilich bedurfte es der Einwilligung des Zio Baciccia, des Mühlenbesitzers, der nach seines Vaters Tode sein Vormund geworden. Der Professor sollte ihm den Alten gefügig machen. Und diesen wieder, so plante Mario, wollte er sich gewinnen, indem er ihm das begehrte Modell für die heilige Margaretha verschaffte. Daß es ihm, Mario, ein Leichtes sein werde, seine alte Spielgefährtin zu überreden, besser als es zwei Pfarrer gekonnt, daran zu zweifeln, fiel dem jungen Fant nicht ein.

Eines schönen Nachmittags also erschien er in der Gasse von San Michele, angethan wie ein Signor mit einer ganz prächtigen rothen Cravatte. Die

Leute sahen ihm nach. Er grüßte herablassend. Kannte er sie doch Alle noch, so selten er auch jetzt in den Ort kam.

Michelina saß an ihrer Schwelle, klöppelnd, wie einen jeden Tag. Durch die Zweige einer großen alten Kastanie, die ihrem Haus gegenüberstand, fiel ihr die Sonne in tanzenden Lichtern auf Scheitel und Nacken. Ihr Haar, das sie hoch auf dem Kopf mit einer Nadel von falschen Korallen aufgesteckt trug, leuchtete mit diesem Roth um die Wette. Der Mario lehnte am Stamm des Baumes.

Vor dem Geräusch, das die Klöppel machten, hatte sie den Ton seiner Schritte wohl überhört. Denn als er plötzlich neben ihr sagte: „Guten Tag, Michelina, kennst Du mich noch?“ da fuhr ihr Kopf wie erschreckend herum.

„Du!“ sprach sie langsam, weiter nichts.

Dem Mario aber war der Blick, der ihn dabei traf, wie lähmend bis in die Kniee gefahren.

„Sage,“ bat er, „was habe ich Dir zu Leide gethan? Ich dachte, Du würdest Dich recht freuen, mich wiederzusehen. Denn weißt Du, ich, ich bin Dir immer gut geblieben, durch all' die Zeit in meinen Gedanken. Und nun gar, seit ich Dich so ganz in der Nähe sehe, — Du bist schön geworden, Michelina — nun wünsche ich nur, daß wir die alte,

gute Freundschaft wieder aufwecken könnten. Wenn ich etwas wüßte, was Dich freute . . .“

„O, Mario,“ sagte sie leise und traurig, „versprich mir nichts. Du hältst es ja doch nicht.“

Ob es nun gerade das allerbeste Mittel war, um einen Burschen abspenstig zu machen, ihn mit solchen schmerzlichen Augen anzuschauen, die rothen Lippen ein wenig geöffnet, daß er ihr Seufzen hören konnte?

„Michelina, ist's denn möglich! Du zürnst mir noch wegen der alten Kindergeschichten? Seitdem bin ich ein Mann geworden, Du darfst mir trauen, sei wieder gut.“

„Nein,“ versetzte sie, „ich bin Dir nicht gut, gar nicht, gar nicht. Und ich glaube nicht, was Du sagst, und wenn Du es schwörst mit noch so viel Eiden, ich traue Dir nie mehr. Geh' lieber fort, und laß mich in Frieden.“

Darauf ist der Mario Bassi gesenkten Hauptes heimgezogen. Von dem, was ihn nach San Michele hergeführt hatte, den schönen Ueberredungskünsten, die er anwenden gewollt, dem Maler sein Modell zu schaffen, hatte er gänzlich zu sprechen vergessen.

An dem nächsten Nachmittag aber, etwa um dieselbe Stunde, stellte er sich wieder ein. Es schien fast, als sei ihm heute daran gelegen, von ihr unbemerkt zu bleiben, so leise ging er.

Doch da er sich eben an den Stamm des Kastanienbaums lehnen wollte, da blickte sie auf.

„Schon wieder!“ sagte sie und runzelte die schwarzen Brauen, „was willst Du hier?“

„Ich,“ begann er verlegen, „ich wollte, das heißt . . . Weshalb ich hergekommen bin, das will ich jetzt nicht mehr.“

„So rathe ich Dir, wieder heimzugehen.“

Er seufzte leise und gab keine Antwort. Aber er blieb. Vielleicht begriff er, daß ein besseres Mittel, Michelina von seiner Wahrhaftigkeit zu überzeugen, im Schweigen lag, als in schönen Worten.

Und wie diese beiden Tage, kam der Mario am dritten um die gleiche Stunde und am vierten und so eine ganze Zeit lang über das Vorgebirge herüber, lehnte sich an die alte Kastanie und schaute tiefsinnig zu, wie das Mädchen ihre Klöppel tanzen ließ. Die Fäden verschlangen sich hierhin, dorthin, nun zog sie die eine Nadel heraus und nun die andere, das Muster rückte langsam vorwärts, allmählich sah man unter ihren geschickten Fingern die Spitze wachsen.

Michelina konnte ihm unmöglich verwehren, ihr zuzusehen. Geschah es doch auf der offenen Straße, die Allen gehört. Die Nachbarn lachten über den wunderlichen Pilger, der wie zu einem Heiligenbilde hergewallt kam und nicht den Muth besaß, seine Bitten in Worte zu fassen. Ihr gegenüber wagte

man freilich nicht, so zu spotten. Sie war nicht ein Mädchen, das mit den Basen und Freundinnen besprochen hätte, wie sich ein Liebhaber benahm. So zwang sie die Anderen auch, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren. Daß ihr aber sein Kommen mißfiel, das merkte man doch.

Eines Tages rief sie ihn ganz nah zu sich heran, sprach leise und heftig auf ihn ein.

Seine Antwort war kurz:

„Michelina, ich komme her, weil ich Dich liebe. Willst Du mir nicht gut sein, so mag ich nicht leben."

Sie ward ganz bleich und wieder roth und ließ ihre Klöppel fallen.

„Geh'," sagte sie.

Die Leute meinten, er werde schwerlich je wiederkommen, so hart schien dies Wort ihn getroffen zu haben.

Aber schon am nächsten Tage sah man ihn auf dem alten Posten.

„Was will denn der Mario Bassi von Dir?" fragte die alte Brigida. „Nimm Dich in Acht und laß Dich nicht von dem Fabler beschwatzen."

„Nein," sagte Michelina leise, „nein, ich will's nicht, es soll nicht sein."

Indessen war des armen Burschen täglicher Spaziergang nicht nur zu San Michele di Pagana

beobachtet worden, sondern auch drüben zu Santa Margherita selbst. Zwar der Zio Baciccia in seiner Oelmühle, draußen im Serronathal, kümmerte sich nicht, was jener trieb. Aber die ganze junge Welt, dem hochmüthigen Mädchen von San Michele übel gesinnt, gerieth in Aufruhr, als es ruchbar ward, wie der Mario sich dort betrug. Und da es derzeit etwa im März war, und da die Korallenfischer noch ihre Fahrt nicht begonnen hatten, so versammelte sich eine stattliche Anzahl von streitbaren Burschen aus den vier vereinten Gemeinden der guten Stadt Santa Margherita Ligure eines Sonntagsnachmittages am Strande, ihm sein Vergnügen zu vergällen. Es waren Fischer, Schiffbauer, Seiler, Arbeiter aus den Oliven- und Orangenpflanzungen, kurz alle Gewerke des Ortes vertreten.

Dem Mario, wie er vom Platz aus auf seinem gewohnten Gang daherkam, fiel bei dem Anblick dieser Versammlung sein Herz bis in die Zehenspitzen.

Bevor er sich entschlossen, was hier zu thun sei, bevor er noch Kehrt machen konnte, hatte die Menge ihn umzingelt, war der Rückweg ihm abgeschnitten. Ein stärkerer Held, als der Mario Bassi, hätte so Vielen nicht standhalten können. Und er war kein Held, ach leider nein. Als man ihm drohte, ihm alle Knochen im Leib zu zerschlagen, wenn er noch

einmal nach San Michele hinüberlaufe, der Michelina den Hof zu machen, da hat er zitternd sich gefügt und hat gelobt — es nicht mehr zu thun.

Und das war Alles. Einen Kampf hat's nicht weiter gegeben.

Daß man die Sache in San Michele di Pagana am selben Abend noch erfuhr, ist leicht zu denken. Fliegt doch jede Nachricht von hier nach dort und umgekehrt, so geschwind, als trennte nicht das Vorgebirge die beiden Häfen, und man könnte in jedem sehen, was sich in dem anderen begibt. Die Anmaßung der Sammargheritesi, die verbieten wollten, daß einer der Ihren ein Mädchen hierorts nur schön finden solle, empörte Alle zu San Michele.

Am nächsten Tage schon ertheilten ein paar kräftige Fäuste denen von drüben sehr kräftige Püffe. Es wurden am Strand förmliche Schlachten ausgefochten. Hier wie dort gab es blutig geschlagene Nasen, blaue Augen und Löcher im Kopf. Das Alles hatte die Michelina auf dem Gewissen.

Als sie am Samstag darauf hinüber nach Santa Margherita gehen mußte, ihre Spitzen abzuliefern, bat sie ihre Schwägerin, die Rosa und noch ein paar junge Nachbarinnen, sie zu begleiten. Die Weiber, die klöppelnd dort in der Straße unter den schattigen Hausthüren saßen, sahen ihr nach, wie sie vorüberging.

„Die ist's, die Schöne, um die sie kämpfen," so flüsterten sie.

Michelina blickte nicht drein, als ob ihre Schönheit ihr besondere Freude mache.

Und da sie über die Piazza gingen und da sie zu der Kirche kamen, stand richtig der Mario an der Ecke. Sie wendet sich von ihm, als er ihr entgegen eilen will, und biegt in die Gasse ein.

Unter den Portici hat die Spitzenhändlerin ihren Laden. Sonst ward Michelina immer schnell mit der Alten handelseinig. Heute feilscht sie um jeden Centesimo, mißt ihr die Arbeit dreimal vor, behauptet, mehr verdient zu haben, als jene bezahlen will, hat immer noch etwas zu fragen und zu sagen. Zuletzt wird die Rosa ungeduldig, es sei Zeit zur Rückkehr.

Da sie aus dem Laden treten, wartet noch gegenüber der Mario. Er läßt sich nicht abschrecken von des Mädchens finsterer Miene, er drängt sich zwischen die Anderen hinein, und wie schnell sie auch gehen mag, er bleibt ihr zur Seite. Daß er überrumpelt worden von der Uebermacht, sagt er ihr, daß er nur nachgegeben hätte, weil er befürchtet, sonst könne auch sie noch Aerger drum haben.

Sie thut, als höre sie ihn gar nicht, sondern kehrt ihren schlanken Hals von ihm fort und spricht mit der Rosa.

Wenn er das gedacht hätte, klagt er, daß sie ihm nicht verzeihen würde, er hätte sich ja viel tausendmal lieber todtschlagen lassen. Und nun sei noch durch diesen Vorfall der Oheim gegen ihn aufgebracht und drohe, daß er ihn enterben wolle und schicke ihn fort. Das sei ihm freilich bis diese Stunde ganz recht gewesen. Denn jetzt, so hätte er gemeint, könne er ja ein Maler werden, wie der Professore, und sobald er berühmt und reich geworden, würde er sie zu seiner Gattin machen. Aber wenn sie ihm nicht ein gutes Wort gönnen wolle, dann verliere er allen Muth und werde nichts in der Welt erreichen.

So viel etwa vernahm die Rosa von seinen Reden. Jetzt aber kamen sie aus den Straßen an den Strand hinaus, wo das Meer gewaltig rauschend seine Stimme übertönte. Was er nun noch, leise flehend, dicht an Michelina's Ohre geflüstert, das hörten die Anderen nicht.

Er sprach und sprach. Michelina ging nicht so schnell mehr. Ihre Lider hatte sie zu Boden geschlagen. Wortlos ließ sie ihn neben sich reden.

Und am Ende blieb sie stehen. Die Mädchen drängten sich heran, neugierig, kichernd, um zu hören, was sie ihm für eine höhnische Antwort ertheilen würde. So stand sie vor ihnen, in der vollen Mittagssonne, das flache Körbchen auf ihrem Haupte be-

schattete ihr kaum die Stirne und die lockigen Haare. Und ihre Augen, die sie grade auf die des Mario gerichtet hielt, flimmerten wunderlich und feucht.

„Mario Bassi," begann sie langsam, als würden die Worte ihr schwer zu sagen, „ich kann nicht an Dich glauben. Du fabelst ja doch. All' die Liebe, von der Du jetzt redest, ist morgen vergessen. So wenig wie in Santa Margherita ein Marmorhaus ist, mit schönen Säulen, die Du oft mir als Knabe geschildert, so wenig, wie eine vornehme Dame im Seidenkleid mich je hier vom hohen Balkon gegrüßt hat, so wenig wahr ist, was Du gelobst."

„Und wenn etwas wahr würde von diesem Allen?"

„Dann," sagte sie leise, „dann . . vielleicht . . ."

Er ergriff ihre Hand.

„Leb' wohl, Michelina, Du wirst an mich glauben."

Es war nur wenig Tage später, früh am Morgen, als der kleine Omnibus, der schon damals von der Landspitze von Portofino täglich bis Rapallo ging, die Reisenden zur Post zu bringen, wie er es jetzt zur Eisenbahn thut, durch San Michele di Pagana kam. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, zum Zeichen für solche, die mitfahren wollten. Die Schellen auf den Köpfen der zwei munteren Pferdlein bimmelten lustig.

Michelina stand unter der Hausthür. Da bog

sich aus einem der kleinen Fenster des alten, grüngestrichenen Kastens ein Kopf heraus:

„Wart' auf mich! Ich komm', Dich zu holen. Nur versprich mir, versprich mir, daß Du warten willst, Michelina!"

Der Wagen war schon vorübergefahren. Auch wenn sie gewollt, hätte ihr Ruf ihn nicht mehr erreicht. Sie stand, mit der Hand ihre Augen beschattend.

Erst als das klingelnde, knarrende Fuhrwerk um die Ecke des nächsten Vorgebirges gebogen, kehrte sie ins Haus zurück. Wie jeden Morgen holte sie ihr Spitzenkissen und setzte sich zu ihrer Arbeit. Die Klöppel flogen, die Fäden verschlangen sich, die Spitze rückte vorwärts, vorwärts . . . Es wußte Niemand, mit welchen Gedanken la sognatrice ihren Jugendfreund in die Ferne begleitete, ob mit guten, oder mit bösen.

Und die Zeit ging weiter, ein Tag nach dem anderen, Woche um Woche, Jahr für Jahr.

Die alte Brigida kam zu sterben. Girolamo folgte bald. Er war nur ein Krüppel gewesen, eine Last für die Seinen. Doch Michelina, seine Schwester, hatte ihn lieb gehabt.

Dann traf die Nachricht ein, daß der Pietro an der afrikanischen Küste beim Korallenfischen verunglückt sei. Sein junges Weib war zuerst ganz ver-

zweifelt. Bald aber hatte sie einem Nachbarn, einem von den früheren Freiern ihrer Schwägerin, die Hand gereicht. Michelina klöppelte weiter.

Die Burschen, die mit ihr jung gewesen, vermählten sich, Einer nach dem Andern; die Mädchen hatten längst ihr Heim, Mann und Kinder und Sorgen gefunden. Ueber die Zwanzig hinaus ist hier zu Lande Keine mehr jung. Und die Sonne und die Arbeit lassen die Hübschesten früh welken.

Wenn die Michelina mit ihrem Körbchen voll fertiger Spitzen durch Santa Margherita ging, flüsterten die Weiber nicht mehr: „Seht dorthin, das ist die Schöne!"

„Weshalb sie wohl noch ihren Nacken so hoch trägt?" hieß es jetzt. „Denkt sie, der Erzengel San Michele werde vom Himmel herunter kommen, um sie zu freien? Um die wird sich wahrlich kein Heiliger und auch kein Maler und gewiß kein Bursch mehr bemühen!"

Im schnellen Vorübergehen konnte sie die Worte nicht deutlich hören. Aber den Sinn verstand sie sehr wohl. Sie hob ihren Kopf nur desto höher.

Wenn sie dann Abends wieder daheim, an ihrem Klöppelkissen saß, und die Kinder der Rosa spielten neben ihr, und die zufriedene junge Frau ging singend aus und ein und rief nach dem Mann, der mit anderen Nachbarn unter dem alten Kastanienbaum an

der Straße Boccia spielte, dann ließ sie wohl ihre dunklen Augen über all' die Menschen gehen, als seien sie ihr fremd und fern. Und sie hob den Blick und schaute hinaus, weit hinaus den Weg zur Pagana, hinter deren tiefgrünem Laubwerk das Meer sich dehnte. Es war, als suche sie in der blauen, glänzenden Ferne ein Glück zu erspähen, das hier nimmer zu finden war. —

Auch in Santa Margherita war derweilen die Zeit fortgeschritten. Die Ausschmückung der Collegiatkirche war längst beendet, der Signor Professore vor manchem Jahr schon abgereist. Als es nun hieß, es werde demnächst wieder ein Maler kommen, kein Fremder, sondern ein Ortsgenosse, da schüttelten zwar die älteren Leute ihre Köpfe, meinend, der Zuwachs an Gewerbe sei überflüssig; aber alle Jüngeren waren stolz, einen solchen Landsmann zu haben. Sie hätten ihn gern im Triumph empfangen, mit Musik und Böllerschüssen. Nur war es leider kein fröhlicher Anlaß, was den Mario Bassi zur Heimath zurückrief, sondern der Tod seines alten Oheims.

Er kam in der Nacht. Am Morgen, bei der Beerdigung auf dem Kirchhof sah man ihn zuerst. Der berühmte Sohn von Santa Margherita Ligure, der große Maler, um den ganz Italien bald dies bescheidene Fischerstädtchen beneiden sollte, wie sah er aus?

Nun, eben wie der Mario Bassi. Genau so schmächtig, wie er vor sieben Jahren gewesen, da er fortgeschickt worden, mit demselben langen Hals, der vorgebeugten schüchternen Haltung, der bleichen Gesichtsfarbe, kam er zurück. Dazu hüstelte er ein wenig.

Dennoch gefiel er den Leuten besser. War er doch jetzt auch ein reicher Herr; denn der Alte von der Oelmühle hatte ihm richtig seinen ganzen Besitz hinterlassen. Gleich am Tage seiner Ankunft hielt er eine lange Unterredung mit dem Notar. Es mochten seltsame Dinge sein, die er dabei festgesetzt; so oft unter den würdigen Honoratioren, die Abends beim Special am Platze sich versammelten, die Rede auf den Mario kam, sah man den verschwiegenen Herrn bedenklich mit dem Kopfe wackeln.

Der junge Künstler hatte inzwischen sich rasch heimisch eingerichtet, — er wohnte in der Mühle im Serrona-Thal, wo der Zio Baciccia gehaust, — und wollte sofort seinen Landsleuten beweisen, was er gelernt. So sagte er selbst. Die Andern freilich wunderten sich, daß er just solche Arbeit wählte. Nämlich es gehörte zu seiner Erbschaft ein großes Haus, das seinen Eingang in der Straße hatte und zum Platz zu, gerade gegenüber der Kirche eine fensterlose, häßlich kahle Brandmauer zeigte. Vor besagter leerer Wand ließ der Mario von einem

Schreiner Gerüste aufschlagen, daß er droben malen könne.

„Der Mario Bassi ist ein Anstreicher geworden, weiter nichts;“ — so spotteten sie zu San Michele. Man hatte es mit Neid erfahren, daß die Nachbarn zu all' ihrem sonstigen Besitz sich noch ob eines eigenen berühmten Sohnes brüsten sollten. Nun, da es mit seiner Künstlerschaft nicht so besonders weit her zu sein schien, freuten sich die Sammicheleſi.

Es mag nicht viel Gutes über den Mario in dieser Zeit zu den Ohren der Michelina gedrungen sein. Wenn man seinen Namen nannte, schienen ihre schmal gewordenen Lippen sich fester, schmerzlicher aufeinander zu pressen. Ihre tiefgesunkenen Augen schauten hinaus, den Weg zur Pagana. Aber die Klöppel in ihren Fingern flogen rastlos, ununterbrochen, von früh bis spät. Und die Nachbarn konnten nicht wissen, ob sie überhaupt noch des alten Gespielen gedachte.

Einmal nur, — der Ehemann der Rosa war am Morgen zu Santa Margherita gewesen, ein Netz zu kaufen und erzählte, man sehe schon oben an der Mauer, was der Mario mache, und es sei nichts Anderes, als was man auch sonst an vielen Häusern längs der Küste in Zoagli oder Chiavari kenne, kein großes Kunstwerk, sondern nur eine nachgemachte Palastwand mit Säulen und buntem Marmorzierath,

— da blickte sie plötzlich in die Höhe. Und ihr Gesicht leuchtete, als sei sie noch die Michelina von siebzehn Jahren, um welche beide Gemeinden stritten.

„Also doch!“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Sie träumt noch immer,“ sprachen mitleidig die Nachbarinnen. „La sognatrice sollte doch wissen, daß von ihren Luftschlössern keines je wahr ward, noch werden kann.“ —

Der Mario Bassi aber war kein Anstreicher, wie jene meinten. Er war ein ganzer Künstler geworden und schaffte an seiner mächtigen Hauswand guten Muthes, in Gedanken an manchen weltberühmten Mann, der sich nicht gescheut, an Palastfassaden in den Straßen italienischer Städte seine Tüncherkunst zu erweisen.

Den ganzen Tag blieb er droben auf den Leitern, auch während der heißen Mittagsstunden, zu welchen alle Christenmenschen ihre behagliche Siesta halten. Und es war inmitten des Sommers. Und die Sommersonne von Santa Margherita Ligure kann kräftiglich brennen. Wenn er gegen Abend herabstieg, wollte ihm oft schwindeln. Er war solcher Arbeit nicht gewohnt. Auf dem Heimweg zur Mühle, längs des eingedämmten Serrona, mußte er manchmal innehalten, um Athem zu schöpfen.

Es war auf dem graden Wege unter den Platanen, wo die Seiler ihre Arbeitsstätte haben. Als

Kind hatte er gefabelt, was sie hier spinnen, sei eitel Gold. Nun da er langsam thalaufwärts schritt, sah er gern zu, wie aus dem gelblichen Hanf ein Faden gezwirnt wird, ein Mann zieht denselben an einem Ende, an dem anderen schwingt ein Knabe das spinnende Rad. Weiterhin bilden drei solcher Fäden einen Strick. Und auf dem letzten der Gestelle entsteht aus drei Stricken das mächtige Tau, das bestimmt ist, die größten Schiffe im Hafen zu ankern.

Ob es halten wird?

Dem Mario kamen, da er weiterschritt, allerlei trübe, schwere Gedanken. So wie fürs Leben es nicht genügt, daß der Wille, sein Grundfaden, gut sei, damit das Ganze glücklich verlaufe, ebenso kommt bei solchem Tauwerk es nicht nur darauf an, wie der Hanf war, aus dem man den Grundfaden gedreht. Der Ort, an dem es gesponnen wurde, das Holzgestell, über welches es glitt, der Regen, der zuerst es befeuchtet, ein Zögern, ein kurzes Schnellerdrehen von der Hand des Knaben, der gedankenlos das Rad schwingt, ein Zufall, ein Nichts, — der eine Faden reißt in dem Gewinde, und das Ganze ist nutzlos geworden. —

Die alte Gianna, die Wirthschafterin, die in der Mühle für Mario Haus hielt, streckte oft, wenn sie ihn so müde und schwermüthig sinnend den Weg daher kommen sah, Zeigefinger und Ringfinger aus,

wie man thut, um den bösen Blick abzuwenden. So kraftlos erschien er ihr, daß ihr bangte, ein Windhauch könne ihn zu Boden werfen. —

Es war an einem heißen Morgen, er hatte bei der Schwüle nicht arbeiten können, nur droben auf der Leiter gesessen, nachdenklich sein Werk betrachtend, als Don Terenzo der Arciprete, über den Platz kam.

„Nun, signor pittore," rief dieser hinauf, „dürfen wir's denn noch immer nicht sehen, was Ihr da schafft? Hier, so nahe gegenüber unserer vielgeliebten Kirche muß es wohl etwas Schönes werden, was der heiligen Märtyrerjungfrau zur Ehre gereicht."

„Es ist etwas Schönes," sagte stolzbescheiden der Mario, „wenn gleich keine Heilige, wie Ihr wohl denkt."

Er war auf den Anruf des geistlichen Herrn herabgestiegen. Als die Zwei mit einander redend zu Füßen des Gerüstes standen, sammelten sich bald Zuschauer. Man rief ihm zu, doch endlich das Gemälde zu zeigen. Auch Don Terenzo bat darum. Vielleicht hätte Mario noch manchen Tag an seinem Werk gebessert. Da aber die Leute mit so vielen Bitten auf ihn eindrangen, trieb es ihn, was er geschaffen, den Versammelten zu enthüllen.

Ein paar hülfreiche Hände waren gleich bereit, die Gerüste wurden entfernt, er selbst griff mit an. Unter den Neugierigen befanden sich auch grade einige

Sammicheleſi auf dem Platze, junge Burſchen, ſtreitſüchtig aufgelegt. Vor wenigen Tagen hatte es wieder einmal geheißen, der alte Grenzzwiſt ſolle nun endlich entſchieden werden, und zwar zu Gunſten der Gemeinde hier am Orte. Nun harrten ſie, ob auch dies zu enthüllende Werk den verhaßten Nebenbuhlern zu neuem Ruhm gereichen werde.

Allmählich ſchälte ſich die Palaſtwand frei heraus, aus der Bretterverkleidung. Der Marmor ſchimmerte in der Luft wie wirklicher Stein. Nun kam die Säulenloggia zum Vorſchein; und nun, — der Mario ſtand erregter, als alle Anderen, — nun ſah man über die weiße Brüſtung ſich eine ſchöne Dame neigen, in ihrem rothen Seidenkleide, wie ſie mit dem reichen Teppich ihr Haus zum Feſt ſchmückt.

„Das iſt ja die blonde Michelina von San Michele!“ ruft eine Stimme aus der Menge.

„Die wollte für Santa Margherita ſich nicht malen laſſen, und ſoll's auch nicht!“ rufen Andere dagegen. „Wir laſſen uns nicht, zu allem Uebrigen, unſere Mädchen noch von Euch ſtehlen!“

Und ehe die Anderen ſich deß verſehen, haben die Sammicheleſi ſich durch die Menge Bahn gebrochen. Ein Stein fliegt hinauf an die Hauswand. Um ein Haar, und die friſchen Farben wären zerſtört.

Die Zunächſtſtehenden, Weiber und Kinder, ſchreien erſchrocken, beginnen zu flüchten. Die Stimme des

Pfarrers verhallt ungehört. Jene dringen auf Mario ein. Er solle sein Bild von der Kalkwand herunterschlagen, fordern sie. Er habe kein Recht, das Mädchen, dem er einst abgeschworen, zu conterfeien. Bis an die Balken, bis an die Mauer zwingen sie ihn, zurückzuweichen.

Weiter nicht. Es gilt, sein Werk zu vertheidigen. Mit dem Rücken steht er gegen die Hauswand gestemmt. Von droben blickt die blonde Schöne stolz lächelnd hernieder. Keuchend hält er den Stürmenden Stand.

Für die Michelina selbst hat er sich einst nicht so tapfer gewehrt. Für ihr Bild leidet er Püffe und Schläge und greift mit seinen langen Armen selber aus zu tüchtigen Stößen. Und seine schmalen Wangen glühen, und der Schweiß steht ihm auf der Stirn. Und seine Brust hebt sich mit schweren, pfeifenden, stoßweisen Athemzügen. Er wird sich nicht lange mehr halten können.

Aber es ist auch schon nicht mehr nöthig. Das Schreien der Weiber hat Hülfe gebracht. Die Schreinergesellen und noch ein paar handfeste Burschen überfallen vom Rücken her die Sammichelesi. Schneller, als man braucht es zu sagen, sind sie umzingelt, geschlagen, verjagt. In befriedigter Stimmung kehren die Sieger vom Strand zurück, bis wohin sie ihre Beleidiger geschleppt. Der Herr Pfarrer selbst, der

sonst zum Frieden mahnt, ist heute froh ob der sieg-reich gewonnenen Schlacht.

Er wendet sich, dem jungen Künstler Glück zu wünschen, der sein Werk so gut vertheidigt. Der lehnt auf den Balken, die noch, wie man sie abge-nommen, am Boden liegen. Und auf seinem weißen Malerkittel sind Spuren von Blut. Und wie man ihm helfend beispringen will, versucht er noch, sich aufzurichten, und kann es nicht, und bricht mit Stöhnen zur Erde nieder, zu Füßen seines ersten Bildes.

Die Männer machen ihm eine Bahre aus den Brettern seines Gerüstes. Don Terenzo, der Sindaco und der Notar, der sofort herzukam, geleiten ihn. Alles Volk strömt nach. So tragen sie ihn, der, leise röchelnd, bewußtlos daliegt, in der Mittags-sonne am Bach entlang das schöne Thal des Serrona aufwärts bis zu der alten Olivenmühle.

Fast gleichzeitig trifft der Arzt dort ein. Es sei ein Blutsturz, erklärt er, von Erregung und Ueber-anstrengung hervorgerufen. Von solchem Uebel könne genesen, wer jung und kräftig. Jung wäre nun zwar der Mario noch. Aber kräftig . . .

Don Terenzo schüttelt betrübt den Kopf. Er und der Notar bleiben einstweilen in der Mühle.

Die Nachricht von dem Kampf war natürlich sofort nach San Michele gelangt. Brachten doch die

Unterlegenen ihren Zorn und ihre Wunden selbst mit heim. Als sie von der Höhe der Villa Pagana zum Hafen herabstiegen, so erzählt man, habe die Michelina wie immer, klöppelnd an ihrer Hausthür gesessen, das Gesicht ihnen entgegengerichtet. Beim Nahen der Schritte hob sie den Kopf spähend, mit leicht gerunzelten Brauen, mit gespannt erwartender Miene. Aber als sie die Schiffer erkannte, ließ sie schnell das Haupt wieder sinken, und ihre Augen blieben still auf die Arbeit geheftet. Neben ihr in den Nachbarhäusern gab es Lärm genug von Flüchen und zornigen Drohungen. Man scheute sich nur, ihr zu erzählen, was geschehen war, ging es sie doch mehr an, als Alle. Und man konnte nie so recht wissen, wie Michelina eine Sache auffassen werde.

„Es ist ein Schimpf, den die von Santa Margherita uns und ihr anthun," sprachen die Männer.

„Was wird sie sagen, daß nun ihr Bild dort doch gemalt ist, am offenen Platze und von Einem, der sie zweimal im Stich gelassen?" fragten die Weiber.

Die Rosa ward herzugerufen, man stand in Haufen flüsternd beisammen. Von der Seite her schielten sie forschend, was für ein Gesicht Michelina machte. Sie aber schien nicht darauf zu achten. Nur einzelne Worte von dem Gezischel müssen wohl zu ihr gedrungen sein.

„Auf dem Marmorbalkon, eine schöne Dame, in seidenem Kleide, stolz und vornehm.“ —

„Und ihr sieht sie ähnlich.“ —

„Ja, und er, der schwächliche Mensch, hat sich tüchtig gewehrt; die Unseren selbst gestehen es zu.“ —

„Wer das gedacht hätte von dem!“

„Nun, er wird es büßen müssen, heut oder morgen, sicherlich bald.“ —

„Das sollen sie zu Santa Margherita denn doch nicht sagen, daß wir uns ungerügt schlagen lassen. Er komme nur her!“ —

Wie der Tag sich neigen wollte, zog Michelina ihre Stecknadeln aus dem Kissen. Sie löste die fertige Spitze ab, legte sie fein säuberlich gefaltet zusammen, räumte mit gewohnter Ordnung, nur früher, als sie sonst Abend machte, ihr Arbeitsgeräth, ihren Strohstuhl, das längliche Kissen auf die Seite, band sich ein schwarzes, schmales Tüchlein, wie die Mädchen es am Feiertag tragen, über ihren Haarknoten fest und nahm den Korb mit den Spitzen darin.

„Wohin willst Du?“ fragte die Rosa ganz erschrocken, „es ist ja nicht Samstag.“

Aber jene:

„Nach Santa Margherita will ich. Halt mich nicht auf. Ich meine doch, ich bin kein Kind, dem man wehren kann, über die Kirchspielsgrenze zu gehen. Und daß die drüben mich ausweisen sollten, wie dazu-

mal aus ihrer Schule, braucht Ihr auch nicht mehr zu befürchten. Ich muß für mich selber sehen, was mich angeht. Also gedulde Dich. Wenn's auch schon spät ist, vor der Nacht bin ich sicher heim."

Damit weist sie die Hand der Rosa, die sie noch halten will, von sich ab, hebt den Arm zu ihrem Körbchen und schreitet mit ihren ruhigen Schritten den Weg hinauf zur Villa Pagana und fort von den Häusern von San Michele.

Es hat aber über vierzig Jahre von dem Abend gewährt, bis sie den Weg zurückgekehrt ist, von drüben her im Sarg getragen.

In Santa Margherita, da sie vom Meer aus in die Straße einbog und nun zu der Piazza kam, an welcher das Eckhaus seine breite Seitenwand in glänzend frischem Farbenschmuck zeigte, blieb sie stehen. Vom Balkon dort beugte sich die vornehme Dame. Das arme Mädchen blickte von unten fragend hinauf. Und wie nun die scheidende Sonne, durch die schweren Dünste rothglühend, das schöne Antlitz droben noch streifte, da ging es wie ein Strahl des Erkennens von der Einen zur Anderen. Schwesterlich schienen sie sich zu grüßen. Und die Lebende bewegte die Hand, als ob sie der Gemalten droben Dank sagen wolle. Und aus ihren tiefgesunkenen Augen strahlte ein Licht, schöner, glänzender, als es dort die warme Sonne aus den neugemalten Farben hervorlocken konnte.

Michelina verstand die Sprache des Bildes, wußte, was es ausdrücken sollte, was der gedacht, der es gemalt. In Santa Margherita war jetzt ein Marmorpalast, wie sie ihn sich als Kind geträumt, war eine vornehme, stolze Dame in Seidenkleidern. Und die Dame war sie selbst. Und der sie geschaffen, hatte es ihr zu Liebe gethan.

Sie zögerte nicht mehr. Wenn der Mario nicht wagte, zu ihr zu kommen, — sie ging zu ihm.

Als die Leute das Mädchen, das Jeder kannte, daher kommen sahen, wich man ihr aus. Wie schwebend ging sie die Straße dahin, am Kirchhof vorüber und weiter thalaufwärts neben dem Bach. Die Seiler hörten grade auf mit ihrem Fleiße und hoben den Hanf, wie die fertigen Stricke von den Gestellen. Ein paar Frauen kamen aus der kleinen Kirche von San Siro, die hier am Wege liegt, und blieben stehen und sahen ihr nach.

Sie aber trat nicht ein in die Kirche, um Segen für ihren Gang zu erflehen. Sie schritt dahin, so stolz, so leicht, als habe sie Flügel an ihren Sohlen. Und jeder Schritt war ein Gebet, und jeder Athemzug war ein Dank, ein wortloser, heißer Dank nach oben. Denn alles Glück, das in der Welt ist, schien sich vom Himmel hernieder senken zu wollen auf ihr bangendes, schwerklopfendes Herz. —

In dem kleinen Hof vor dem Mühlenhaus am

Bach standen mehrere Männer beisammen: Don Terenzo, der Sindaco, der Notar und der Arzt. Da sie die Michelina erkannten, stockte ihr Gespräch. Unwillkürlich machten sie Platz. Keiner wagte es, etwas zu sagen, sie aufzuhalten. Sie, mit dem erhobenen Haupte, den leuchtenden Augen, ging vorüber.

Im Flur lehnte weinend die alte Gianna. Die that ihr die Thür auf. Drinnen im Zimmer brannten zwei Kerzen. Und auf dem Bette lag der Jüngling, den sie so lang, so lang erwartet, dem sie endlich ihre niedergekämpfte Liebe als Dank für die seine, vielgetreue, zum Geschenk hatte bringen wollen.

Er lag mit schwer geschlossenen Augen, starr und todt.

Das ist die Geschichte der Michelina von San Michele. —

„Nun wißt Ihr's also," sagte die jüngste der drei Frauen, die mir am Strand dort, im Schatten neben dem alten Schiffsrumpf, dies Alles erzählten, „nun begreift Ihr's, wie sie hier zu wohnen kam, obwohl sie nicht zu uns gehört hat. Der Mario hatte ihr, gleich bei seiner Rückkehr in die Heimath, für den Fall seines Todes all' sein Hab' und Gut verschrieben. So lange die alte Gianna bei ihr war, blieb sie in der Mühle. Seit die gestorben, lebte sie

allein dort oben im zweiten Stock des großen Hauses, an dessen Seitenwand ihr Bild ist.

Aber sie sah dem Bild längst nicht mehr ähnlich. Denn weil sie jedes Jahr, wenn der Winterregen darüber gegangen, die Farben auffrischen ließ, veränderte sich auch alljährlich das Antlitz droben. Mit jedem Frühling schien es sanfter zu lächeln. Sie aber blickte trostloser drein. Ihre Augen brannten wie Kohlen aus tiefen Höhlen, ihr Haar war grau und ihre Gestalt hager geworden. Wir Kinder versteckten uns, wenn sie daherkam.

Sie war im Grunde wohl nicht sehr zu fürchten. Nur traurig war sie, fremd und einsam. Ihre Heimathgenossen haßte sie jetzt, weil jene den Mario erschlagen hatten. Nie wollte sie mehr auch nur einen Fuß nach San Michele hinübersetzen. Doch hat ihre Leiche hinüber getragen werden müssen. Es war die erste, die man von hier aus dort beerdigt, seit vor Kurzem der Grenzstreit endgültig entschieden worden ist, und zwar zu Gunsten jener Gemeinde. Da ist denn heute, — Ihr habt's ja gesehen, — die alte Eifersucht, die so lange schon geschwiegen, wieder helllicht ausgebrochen. Ob die drüben ihren Neid noch nicht zur Ruhe bringen werden, nun sie Alles besitzen, was sie begehrten; ob die Unseren ihnen den heutigen Sieg so geduldig hingehen lassen, ob, nun die Michelina im Grab liegt, die Zwietracht ruhen

wird, oder bald um eine Andere wieder entflammt, wer kann das sagen? Nur Eines weiß ich," — so sprach die junge Frau zum Schluß, den Kopf von ihren Klöppeln erhebend, und nickte mir zu, — „man soll stets zu denen halten, zu denen man einmal gehört. Und mir kann's nimmer so bös ergehen, wie der Michelina. Denn ich bin hier daheim und glücklich, ich begehre gar nicht nach Besserem." —

Ja, wer auch so genügsam sein könnte! Wer aber allzuviel hinaus träumt und unerfüllbare Wünsche im sehnsüchtigen Herzen trägt, dem wendet das Glück, das launische, nur zu leicht den Rücken, auch wenn nicht zweier Ortsgemeinden neidischer Wettstreit sein Leben zerreißt. —

Der Louvre.

Im Schloßhof stand der Kutschierwagen angespannt. Der lange Mauric machte sich noch mit den Pferden zu schaffen. Er befühlte Riemen und Zügel, zog die Trense fester, klopfte begütigend dem Handgaul den schlanken Kopf und schaute dazwischen unruhig zu den Fenstern hinauf. Es war ein schwüler Septembernachmittag. Auf dem Hofe ruhte die Arbeit, kein Knecht und keine Magd ließ sich blicken, Alles still. — Ein blonder Knabe kam aus dem Hause herbeigelaufen, das Kind des Deutschen, welcher das Schlößchen hier bewohnte, seitdem er drunten im Savethal, in den Fabriken der krainerischen Industriegesellschaft als Director angestellt war. Der Kleine hatte sein Slovenisch mit dem Sprechen zugleich erlernt und war gut Freund mit allen Leuten. Er sprang auf den Mauric zu, erwartend der alte Stallknecht werde ihn wie sonst aufs Pferd heben und mit ihm spielen. Der aber stand, den Kopf vorgebeugt, mit gespreizten Beinen, in horchender Stellung und beachtete ihn gar nicht. Das Kindergesichtchen verzog sich zum Weinen. Enttäuscht machte

er kehrt und kletterte mit seinen kurzen, runden Beinchen die Stufen wieder hinauf, seiner Tante entgegen, die ihm gefolgt war. Das Fräulein Anna führte ihrem Bruder den Haushalt, seit des Knaben Mutter gestorben. In den wenigen Monaten hatte sie noch nicht Zeit gehabt, die Landessprache zu erlernen. Sie ging auf den Mauric zu, wie Hülfe begehrend, und stand und drückte ihre Hände rathlos ineinander.

Aber zwei gute und ehrliche Menschen, die des gleichen Sinnes sind, sollten sich verständigen können, selbst wenn die Eine eine Deutsche, der Andere ein Krainer Slovene ist. Der Knecht begriff die bange Angst in ihren Augen. — „Der Lovro!“ — sagte er, und noch ein paar Worte in seiner Sprache.

Sie seufzte. Es war wieder nutzlos! Was wollte er jetzt nur mit dem Räuber, von dessen Schreckensthaten die Gegend rings erfüllt war? Was hatte der Lovro mit ihrer Angst von heute zu schaffen? Die Unmöglichkeit sich mitzutheilen, bei einem Menschen sich Raths zu erholen und wär's auch der Knecht nur, diese Scheidewand, welche die Sprache zwischen ihr und ihrer Umgebung errichtete, belastete ihr das Herz noch mehr. „Was wollte er sagen, Karl? verstehst Du's?“ fragte sie den Kleinen. Aber im nächsten Augenblick flüsterte sie ihm zu: „Sei still, sag' nichts, sprich nicht mehr davon!“ — Sie hatte sich empor-

gerichtet und strich die Locken aus der Stirn, um mit einem erzwungenen Lächeln ihren Bruder zu begrüßen, der aus der Thür trat.

Er trug wie sie und wie der Knabe Trauerkleider. Sein eckiger Kopf mit dem dichten Vollbart saß auf kräftigem Nacken, auf breiten Schultern. Aber der Kopf war tief gebeugt. Zu dem energisch festen Gesichtsschnitt paßte die schlaffe Haltung nicht, wie er jetzt gleichgültig und müde auf der Schwester Reden hörte.

„Da bist Du!" sagte sie. „Ich klopfte ein paarmal schon an Deine Thür. Aber den ganzen Tag blieb sie verschlossen. Hattest Du so viel zu thun, oder . . . Und jetzt willst Du ausfahren? In die Fabrik? Denn Du warst noch nicht dort heut? . . . Der Mauric weiß es nicht, so scheint mir, wohin er Dich führen soll."

Er sah sie mit einem langen Blick an, ohne zu antworten. Sein Auge glitt über das Viereck des Hofes, über die altersgrauen Mauern im Epheuschmuck. Das leise Glockenläuten vom See her drang durch die Stille. — „Es ist Marientag," sagte er.

„Ja, deshalb sind die Knechte alle zur Wallfahrt fort. Ich fürchte mich so allein auf dem Hofe. Kannst Du nicht daheim bleiben, Bruder?"

„Es ist Marientag," wiederholte er träumerisch, „ihr Geburtstag . . ."

„Du willst doch heute nicht wieder hinaus auf den Kirchhof? Das ist unmöglich! Das Volk ist aufgeregt, ist Dir feind, wie Du selber oft sagtest. Und der Weg dorthin ist so weit und so einsam!"

Er wehrte mit der Hand: „Denkst Du, ich sei weniger einsam dort auf dem Feldweg, als hier im Hause? Weshalb quälst Du mich? Auch für Dich hast Du nichts zu fürchten. Schließe, sobald ich fort bin, die Hausthür und halte Dich still. Der Mauric bleibt hier. Er wird Sorge tragen, daß kein Betrunkener hereinkommt."

„Es ist nicht deshalb," stammelte sie, „es ist . . . Du selbst . . . Ich bitte Dich, Bruder, bleib' heute nur hier!"

Er schüttelte stumm den Kopf. Da er die Stufen hinabsteigen wollte, hing der Knabe sich ihm an die Hand und drückte seine weiche Wange schmeichelnd, wie bittend, dem Vater ans Knie. Fräulein Anna folgte den Beiden. Wieder sah sie mit flehendem Blick den Mauric an, als sei von dem noch Hülfe möglich. Der Knecht war, als er den Herrn kommen sah, ihm entgegen getreten, so weit die Zügel es erlaubten und lüftete respectvoll die Mütze.

„Herr," begann er mit bittender Stimme, „Herr, nehmt mich mit auf die Fahrt zu dem Kirchhof. Bedenkt doch, der Lovro . . ."

„Ach ja, der Lovro," fiel Anna ein, die endlich

begriffen, wozu der Name des Räubers nutz sei; „er lauert Dir auf, er soll, erzählt man, sich gerühmt haben, alle Deutschen tödten zu wollen. Wenn er Dich träfe . . .“

Holzner war nochmals stehen geblieben. Langsam sah er von Einem zum Anderen. — „Habt Ihr Euch wohl gegen mich verbündet, daß ich nicht fort soll? Und mit dem Räuber wollt Ihr mich schrecken? Scheine ich Euch so furchtsamer Art? Den Lovro hat noch Niemand gesehen, als ein paar ängstliche Bauernburschen und der alte Curat. Mich fällt der nicht an, da dürft Ihr ruhig sein. Und wenn auch — lebt wohl, ich muß hinaus.“

„So nimm den Mauric zum Mindesten mit,“ rief Anna, „daß Du nicht ganz allein bist.“

Und Mauric: „Herr, laßt mich Euch fahren, wie jedesmal bisher, ich bitte!“

Sie hatten sich Beide an ihn gedrängt. Und nun fing das Kind, das wohl von den Reden mehr, als ihm gesund war, verstanden hatte, flehentlich, bitterlich an zu weinen: „Bleib, Vater, bleib!“

Er schüttelte links und rechts die Beiden von sich ab. Mit raschem Griff hob er den Knaben auf seinen Arm: „Du weinst nicht, hörst Du! Du bist mein tapferer Bursch und wirst Deinen Vater nicht halten wollen, wo ihn das Herz zu gehen treibt. Wenn Du erst groß bist, wirst Du's begreifen, daß

er fort muß. Sei still, sei brav. Laß Dir von der Tante erzählen, wie schön es bei den Großeltern daheim, in Deutschland, ist. Und dann bringt sie Dich ins Bett, und Du schläfst gleich. Du vermagst es ja noch. Mein Kind, leb' wohl!"

Er hatte den Knaben zu Boden gesetzt, hatte Zügel und Peitsche ergriffen, sich aufgeschwungen, den Thieren das Zeichen zur Fahrt gegeben, bevor ihn die Anderen zu halten vermocht. Laut aufschreiend wollte der Kleine den Pferden nachlaufen. Fast wäre er unter die Räder gerathen. Der Mauric mußte ihn bei Seite reißen, Fräulein Anna ihn zu beruhigen suchen. Und inzwischen war der Wagen zum Hofthor hinaus davon gerollt, und schon nicht mehr zu sehen.

In breiten Windungen führt der Fahrweg um den dichtbewaldeten Schloßberg zum See hinab. Es fährt sich gut auf der glatten Straße, gut und schnell. Holzner hob den Kopf aufathmend. Das feige Schwanken und Verzagen, das ihn diese Wochen zu Boden gedrückt, war überwunden. Er wollte wieder. Ob schlecht, ob recht — daß er nur wußte, was er wollte, war schon Gewinn. Er ließ die Augen über das weite Landschaftsbild gehen. Es war ihm früher heiter erschienen. Nun meinte er, daß See und Berge, und Luft und Laub mit ihm Trauer trügen. Droben auf dem fernen Schneefeld

des hohen Terglou lagen schwere Wolkenschatten, drückend, wie die Lasten des Schmerzes auf seiner Seele. Einzig der grüne kreisrunde See war von einem Sonnenstrahle licht getroffen, daß die alte Wallfahrtskirche auf dem Inselchen in der Mitte weiß erschimmerte — wie in Thränen. Und aus den Gärten der Villen am Ufer beugten hohe Trauerweiden sich nieder auf das stille Wasser; leisefluthend netzte es ihre feingefiederten Zweige. Das Glöckchen vom Inselwörth klang klagend, kein Lufthauch regte sich, die Blätter flüsterten kaum, nur hin und wieder löste sich eines, gelb geworden und flatterte herab und blieb am Boden liegen, welk und todt. Doch weiter, da er zu dem Dorf kam, klang ihm lautes Lachen entgegen und mißtönende Musik. In einer Scheune ward getanzt. Die rothen Röcke der Mädchen flogen; in dem dichten Staubnebel, den die nägelbeschlagenen Schuhe aufgewirbelt, drehten sich die emsigen Paare, mit Jauchzen und Stampfen. Nach der feierlichen Andacht vom Morgen bedurfte das Volk, zu seiner Erholung, einer lärmenden Freude.

Rechts und links in den Wirthshausgärten saßen die Zecher. Da Holzner vorüberfuhr, schrieen sie ihm Allerlei nach, was nicht freundlich klang. Es waren Arbeiter darunter aus den Fabriken und Knechte vom Schloß, denen er Lohn gab, denen seine junge Frau Gutes gethan. Einer, schwer betrunken, hob

sich von der Bank und taumelte, schwang einen Stein und schleuderte ihn, daß er des Fahrenden Schulter streifte. Er hemmte die Pferde, er blickte sich um. Da drückte der Mann scheu sich in den Schatten zurück, die Schimpfreden schwiegen, und Holzner fuhr weiter.

Es war ihm ganz recht, daß er wieder einmal diesen Ausbruch des unbesiegbaren Nationalitätenhasses erfahren hatte; ganz recht, so wiederholte er sich. Sie, sein armes junges Weib, mit ihrer Freude am Wohlthun, war es gewesen, die ihm immer zuredete, zum Besten der Arbeiter Pläne zu machen. In der ersten Zeit nach ihrem Tode hatte er in einer Art von pietätvollem Aberglauben noch an jenen Bestrebungen festgehalten, bis allmählich seine Kräfte, von ihr nicht mehr gestützt, erlahmten. Und so war auch in diesem Thun ihm eine erbitternde Niederlage nach der anderen geworden, wie in Allem, seitdem das Glück von ihm gewichen! Deshalb erschienen ihm jene Schimpfreden und der Steinwurf gleichsam wie eine Probe auf das Facit, das er sich selber aus seinem Leben und Wirken gezogen.

Er hatte bei dem schnellen Fahren die Gedanken nach innen gerichtet und nicht auf seinen Weg geachtet. Ein altes Weiblein, barfuß, gebückt, auf dem Kopf einen großen, flachen Korb mit bunten Tüchern zugedeckt, kam die Straße daher, gerade auf die

Pferde zu. Hätte sie nicht im letzten Moment noch ihn angerufen, er würde sie überfahren haben. Nun lenkte er rechtzeitig auf die Seite. Er kannte die Händlerin, die mit alten Stickereien und Bauernschmuck sich überall hausirend umhertrieb. Im letzten Winter hatte er sie einmal vom Hofe gewiesen, weil er glaubte, sie auf einem Diebstahl ertappt zu haben. Aber sein Weib, das ihr schon früher manches hübsche Stück von zweifelhafter Antiquität abgehandelt, hatte sie in Schutz genommen. Wem sie gegeben, den konnte er jetzt nicht mit leeren Händen von sich gehen lassen. Im Vorüberfahren griff er nach seiner Börse. Die Alte jedoch, die sonst seit jenem Vorfall einer jeden Begegnung mit ihm ängstlich ausgewichen war, schien heute an der einmaligen Gefahr noch nicht genug zu haben. Statt sich für seine Gabe zu bedanken, holte sie noch den Korb vom Kopfe und stellte ihn halb auf ihr Knie, halb auf eins der Räder, so daß Holzner nothgedrungen halten mußte, während sie begann, ihre Waare ihm anzupreisen.

„Ich kaufe nichts", sagte er.

„Kaufen? wer redet denn davon, lieber, gnädigster Herr! Weiß ich doch wohl, daß Ihr dergleichen jetzt nimmer braucht. Nur anschauen thut's, weil die gnädige Frau ihre Freude an den Sachen gehabt haben würd'. Seht da das Kettl mit dem Kreuz. Wenn sie noch lebte, sie kaufte mir's ab. Und wir

handelten drum und lachten dazu, weil sie so hübsch unsere gute Sprache zu reden versteht. Ja, das Halskettlein würd' ihr gestanden haben! Ich möcht', ich könnt's ihr noch verkaufen, um den halben Preis wollt' ich's ihr gern lassen. Wisset Ihr was, Herr? — Ihr fahrt zum Kirchhof jetzt, nicht wahr? fahrt Ihr doch immer dorthin; also heut' auch? Nun, so nehmt's und legt's ihr aufs Grab, von der alten Ursel."

„Behalt Deine Kette;" sagte er rauh. Es that ihm weh, daß außer ihm Jemand ihr gern noch eine Freude gemacht haben würde.

Die Alte ließ sich leicht erbitten, das Schmuckstück wieder an sich zu nehmen. Hastig schob sie es zurück in den Korb: „Nun, wie Ihr wollt. Doch Ihr fahrt jetzt zum Kirchhof?"

„Ja!" sagte er. Er hob die Peitsche, die beiden Braunen trabten von dannen.

Die Alte stand noch und blickte unter ihren weißen Brauen mit spähenden Augen dem Wagen nach. In eine Wolke wirbelnden Staubes eingehüllt, verschwand er bald. Da nahm sie ihren Korb wieder vom Kopfe, stellte ihn unter die nahe Hecke, bog sorgsam Zweige und Blätter darüber, daß man ihn nicht sehen sollte, schlug mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes, und nachdem sie also ihr Eigenthum in den Schutz des Himmels gegeben, blickte sie noch einmal um

sich, nach allen Seiten, faßte dann ihre Röcke rasch zusammen, schlüpfte zwischen den Bäumen hindurch und lief querfeldein, gradeaus, so schnell ihre nackten Füße sie tragen wollten.

Dem Fortfahrenden waren die Begegnung mit der Händlerin und ihre Fragen längst wieder aus dem Sinn geschwunden. Er hatte das Dorf im Rücken gelassen. Die Chaussee übersteigt hier einen Hügel, der riegelartig das Becken des Sees von dem tieferliegenden Savethal scheidet. Auf den Blättern der Vogelbeerbäume zu beiden Seiten lag dichter Staub, kaum daß die rothen Fruchtbündel dazwischen aus dem allgemeinen Grau zu erkennen waren. Die fremden Wallfahrer, die in Scharen den vorigen Tag und die Nacht hindurch vorübergezogen waren, um heut in der Frühe bei der Messe auf der Insel im See zu sein, kehrten jetzt noch nicht heim. Nur ein Bettler stapfte dahin, auf seinen Stecken gelehnt, während ihm zwei müde Hunde ein Wägelchen keuchend nachschleppten. Unter dem Linnendach des Karrens lag seine Alte. Für sie hatte er die mühselige Bittfahrt unternommen. Sie war krank und gelähmt, aber doch noch am Leben, doch noch bei ihm. — Holzner wendete den Kopf ab. Auf der anderen Seite des Weges ging ein Geistlicher. Wie rüstigen Muthes der alte Herr die Straße einherschritt; die argbestaubte, geflickte Soutane aufge-

schürzt, die Hosen in den Stiefelschäften, das rothe, gutmüthig runde Gesicht strahlend von Befriedigung über die gehabte Erbauung! Da er des Fahrenden Blick bemerkte, lüftete er den großen Hut, und indem er mit seinem blaucarrirten Tuche den perlenden Schweiß von der Stirn trocknete, rief er mit kräftiger Stimme zum Gruße: „Salve! wünsch' eine gute Fahrt und glückliche Heimkehr, Euch wie mir selber."

Der Wagen stürmte jagend von dannen.

Glückliche Heimkehr! Klang's nicht wie Hohn auf das, was er im Sinne führte? Wieder sah er der Schwester angsterfülltes Gesicht, seines Knaben Thränen. Aber er wollte nicht rückwärts blicken. Wie er diese Wochen verlebt, schlaflos und doch halb wie im Traum, das war kein Leben mehr. Diese letzte, schreckliche, endlos lange Nacht war er mit sich selbst fertig geworden, hatte abgeschlossen mit seinem Gewissen. Es gibt keine Pflicht, die höher steht, als die gegen sich selbst. Und sein eigenstes Selbst, sein ganzes Wesen war ihm gewandelt und vergiftet, daß ihm oft bang ward um seinen Verstand.

Ja, er war einst mit vollen Segeln hinaus in das lachende Dasein gesteuert. Ja, er hatte hohe Pläne im Hirn getragen; für sich, wie für Andere, hatte den besten Willen gehabt, Etwas zu leisten. Aber es war vorbei mit dem Muth und vorbei mit

dem Willen, seit sie gestorben! In seinen Gedanken kniete er wieder an ihrem Lager, auf dem sie leblos ausgestreckt lag, Blumen zu Häupten, Blumen in ihren todten Händen. —

Am Morgen, da er fortreiten gewollt, hatte sie ihn noch die Treppe hinabbegleitet, war auf den Stufen vor der Hausthür stehen geblieben, ihm zuzuschauen, wie er aufsaß. Vom Pferde nieder hatte er sich zu ihr gebeugt und ihre blasse Stirn geküßt. Er fragte sie, wie sie sich fühle. Da wiegte sie ihren blonden Kopf lächelnd und schalt ihn überängstlich. Als er schon am Hofthor war, rief sie ihm noch nach, sich nicht zu eilen, nicht um sie zu sorgen. Dennoch hatte er den Umweg zu dem alten Arzt gemacht, der am See unten wohnte. Der hatte, wie sie, den Kopf geschüttelt; es sei nichts, und er dürfe ruhig sein. Freilich, wenn das Kind erst da sei — er sehe durchaus keinen Grund, diesmal ängstlicher zu sein, als vor drei Jahren, bei Karls Geburt, — dann müsse Frau Marie nach Deutschland; denn was sie blaß und still gemacht, sei nur das Heimweh. Wenn sie es auch nicht gestehen würde, weil sie wisse, daß ihr Mann nicht fortgehen könne, und sie sich nie von ihm trennen wolle, das Sehnen zehre an ihren Kräften. Aber es sei dabei fürs Erste nichts zu thun und nichts zu fürchten.

Also von dem alten Freunde für den Augenblick

beruhigt, war Holzner nach der Fabrik geritten. Erst gegen Abend kehrte er heim. Des Doctors Wagen stand im Schloßhof. Aber der Doctor ließ sich nicht blicken. Es schien ihm befremdend still im Hausflur. Auf der Treppe traf er seines Knaben Wärterin. „Es ist ein Mädchen," sagte die Slavin, und lief vorüber. — Ein Mädchen! Er wußte, wie sehr sein Weib sich diesmal ein Töchterchen gewünscht hatte. Er sprang die alte Treppe hinauf, zwei Stufen zugleich, und das Herz schlug ihm höher. Die Reise nach Deutschland war schon beschlossen. Ob die Fabrik darüber stillstand, das sollte ihn nicht hindern. Er ging mit ihr und beiden Kindern! So trat er ein. Der Doctor packte ihn am Arm und hielt ihn zurück. Es war dunkel im Zimmer. Und vom Bett her klang es wie Stöhnen. Der Alte rang mit seiner Stimme, wollte reden und brachte kein Wort hervor. Er aber ließ sich nicht halten, er stieß den Arzt bei Seite, machte sich frei — „Marie!" Da richtete sie sich auf, die weiße Gestalt. „Mein Liebster, nun sehe ich die Heimath nicht wieder, nun muß ich Dich doch allein lassen, und . . . leb' wohl, leb' wohl!"

Damit war es geschehen. Still lag sie vor ihm, starr und kalt. —

Was dann mit ihm geworden war, wie der Doctor ihn fortgeschleppt hatte, halb mit Gewalt,

und wie er doch immer wiedergekehrt zu ihrem Bette und sich verzweifelnd des Mordes geziehen, kaum wußte er's mehr. Der alte Arzt hatte ihm mit vielen Gründen, mit langen medicinischen Namen zu beweisen gesucht, daß nicht Heimweh an ihrem Tode die Schuld tragen könne. Was lag auch daran, *was* sie getödtet! Sie war todt. Und sie hatte Heimweh gelitten, sich fortgesehnt, obwohl sie bei ihm war. An diesen zwei Thatsachen war nichts zu ändern. Wie die eine Gegenwart und Zukunft, so verbitterte ihm die andere seine ganze Vergangenheit.

Er hatte sich genug Mühe gegeben, die Wochen her, sein Leben zu leben, wie er mußte. Es ging einmal nicht. Seit ihm das Größte mißlungen war, sein Weib zu beglücken, zweifelte er an seinem Können in allem Anderen. Die Arbeit erschien ihm schal und zwecklos; bei Dingen, die er bisher selbstverständlich, ohne viel nachzudenken, gethan, mußte er sich jetzt immer fragen: Wozu das Alles? Wem zur Freude? — Und bei dem meisten Thun auf Erden lautet, wenn man die Frage erst so stellt, nur zu oft die traurige Antwort: Keinem! — Für wen die Verbesserungen in den Fabriken, für wen die Strenge gegen die Arbeiter, für wen die selbstgeschaffenen Pflichten? Für das Volk hier? Das haßte ihn nur, betrog ihn, wo er den Rücken gewendet. Für die Seinen? — Das kleine Mädchen war gestorben,

am Tage nach der Mutter. Der Knabe mochte künftig sich selber helfen, wie auch er es einst gethan. Fürs Erste sollte er fort von hier, fort aus der slavischen Umgebung, die ihn verweichlichte und verzog. Es war schon bestimmt, daß er nach Deutschland geschickt werden sollte, zu seinen Eltern, die sich des Enkels freuen würden. Dort brauchte er den Vater nicht, würde ihn bald genug vergessen. Und wenn das Kind ging, mußte Anna es begleiten. Sie fühlte sich hier wie in der Verbannung. Er wollte nicht auf sein Gewissen auch die zweite Sünde laden, daß seine Schwester wie sein Weib hier an Heimweh zu Grunde ginge. Anna hatte erklärt, sie könne ihn, so wie er jetzt sei, nicht verlassen. Nun gut. So gab es eben nur das eine Mittel, sie frei zu machen und sich und Alle!

Wo von der breiten Chaussee ein Feldweg gen Norden sich abzweigt, da lenkte Holzner seinen Wagen zur Höhe. Die Dornhecken zu beiden Seiten waren mit großen, weißblumigen, duftenden Winden dicht überwachsen, auf den Feldern standen Obstbäume fruchtbeladen, und hin und wider blitzte zwischen dem grünen Gezweig ein Blick auf den fernen Terglougletscher auf, auf den kleinen See im Grunde, mit der Wallfahrtskirche inmitten und dem Schloß auf dem Hügel am Rande. Auf der Höhe aber, zu welcher der Weg durch die Felder emporstieg, hob

sich, von den schwergrauen Wolken, die den Abendhimmel bedeckten, scharf abgezeichnet, die lange weiße Mauer des Kirchhofs. Dort lag sie. Dort war sein Ziel für heute — und für immer. Es gab ihm ein Gefühl der Ruhe, wie er lange es nicht mehr empfunden, diesem Ziel so nahe zu sein. Die Wange in die Linke gestützt, saß er auf dem kleinen Wagen, den die beiden Braunen im schaukelnden Schritt durch die ausgefahrenen Furchen des Feldwegs gemächlich aufwärts schleppten. Die Hand mit den Zügeln hing lässig nieder, die Peitsche steckte in ihrem Halter. Er träumte vor sich hin; ein Lächeln, fast des Glückes, ging um seine Lippen. Denn er war nicht allein jetzt, war nicht traurig. Sie war bei ihm. Er sah sie als Kind, als Mädchen, als Braut. Er schaffte in dem Schlößchen dort, die verwahrlosten alten Räume für sie herzurichten. Er führte sie ein, die junge Herrin, in ihr neues Heim; er sah sie am Fenster stehen, wie sie mit bewunderndem Blick das Landschaftsbild betrachtete; sah, wie sie mit einem reizenden Erröthen, stammelnd noch, die ersten Worte in der fremden Sprache sagte, seinen Arbeitern zur Begrüßung; sah sie im Boot über den See rudernd an dem ersten Marientag, den sie hier mit ihm verlebt. Die großen, flachen Wallfahrerkähne glitten vorüber unter eintönigen Bittgesängen, weiß schimmerten die Kopftücher der Weiber, und von der Insel

klang das Läuten. Es geht die Sage unter dem Volk, wer dort am Marientag die Glocke zieht, daß sie hell klingt, dem erfüllt sich der Wunsch, den er dabei im Herzen hegt. Er hatte sie gefragt, ob sie auch an dem Glockenstrang läuten wolle? Sie aber hatte — er wußte es so gut noch! — ihren feinen Kopf geschüttelt; ihr habe das Wunschglöcklein nichts mehr zu geben, sie besitze ja Alles, in ihm und mit ihm, was nur das Herz begehren könne. — Und dann sah er sie neben sich hier auf dem kleinen Wagen, auf diesem Wege. Droben die weiße Kirchhofsmauer, an der Ecke davor die halbrunde Kapelle mit der großen, grellbunten Kreuzigungsgruppe. — „Nicht wahr," sagte sie leise, „hier fährst Du mich nicht mehr vorüber? Mir ist bang hier. Ich fürchte mich vor dem Kirchhof. Ich möchte nicht sterben, noch lang', sehr lang nicht. Erst ein reiches Leben mit Dir, wir wollen froh sein Beide, Du sollst viel nützen und wohlthun. Und dann, wenn es sein muß . . . ."

„Es muß sein!" sprach er laut in die Leere hinaus.

Da ist's, als sollte ihm Antwort werden. Es geht ein plötzlicher Ton durch die Luft. Eine Secunde steht ihm das Herz still. Dann klopft es desto lauter, hämmernd in der Erwartung des Unbekannten. Ein Schwirren klingt ihm am Ohr, ein Sausen. Er wirft sich rückwärts, er reißt an den Zügeln, daß

die Pferde sich bäumen. Zugleich zuckt es ihm durch das Hirn: Das ist der Räuber! Also doch! — Und bevor er noch recht weiß, daß ihm die Kugel harmlos am Ohr vorübergesaust, ist er schon vom Bock gesprungen, steht auf den Stufen der Kreuzigungskapelle, zerrt hinter dem hölzernen, blauen Mantel der Gottesmutter einen Menschen hervor und ringt mit ihm und wirft ihn zu Boden. Was er dabei denkt? er, der noch soeben den Tod sich erwünscht hat? Er denkt nicht, er setzt seine Kräfte ein und kämpft und wehrt sich seines Lebens mit instinctiver Leidenschaft. Und da er ihn nach hartem Ringen ins Knie gedrückt:

„Du bist der Lovro," spricht er auf Krainerisch, „vor dem alle Leute zittern. Du meinst wohl auch, ich sollte mich beugen und bei Dir für mein Leben betteln?"

Jener sucht nur, sich frei zu machen.

„Nichts da!" ruft Holzner; „Du bist hier in meiner Gewalt, nicht ich in der Deinen. Schau her" — und er zieht aus seiner Brusttasche das Pistol, das er in einer ganz anderen Absicht mit sich genommen. — „Das dachtest Du nicht, als Du Dich hier auf die Lauer legtest? Du trautest mir solche Feigheit nicht zu? Nun, ich danke für die gute Meinung."

Der Lovro kauert zusammengeduckt, wie er ihn niedergeworfen hat.

„Und wenn Du mich nun erschossen hättest und hättest wirklich die paar Gulden erbeutet, die ich bei mir trage, was thätest Du dann?“

Keine Antwort.

„Aus Deutschenhaß treibst Du den Straßenraub? Das mögen Dir die Bauern glauben. Ich nicht! Ich weiß, Du fielst mich an, um mich zu bestehlen. Du bist ein Dieb, ein gemeiner Dieb, der nachher mit seinesgleichen die Beute vertrinken wird oder verspielen.“

„Herr!“ so fährt jener in die Höhe. Der Mantel, mit dem er Kinn und Wangen sich verhüllt hat, will ihm niedergleiten; er zieht ihn fester. Aus den tiefliegenden slavischen Augen blitzt es unheimlich. Er hat mit den Fingern tastend, vorsichtig, seitwärts gegriffen, wo seine Flinte liegt, die Holzner ihm aus der Hand geschlagen.

Der aber sieht die versteckte Bewegung. „Nur zu,“ spricht er kalt und kreuzt die Arme, „wenn Du mein Leben begehrst, so nimm's. Du findest bei mir etwa fünfzig Gulden. Dafür wirst Du verfolgt werden — anders, sehr viel hartnäckiger als bis heute. Und gefangen und hingerichtet.“

„Ja,“ spricht jener dumpf, „ich weiß es. Es ist schon schlimm genug, wie es ist; es wird noch

ärger kommen. Aber ich kann nimmer zurück, wenn ich's auch möcht'. Denn laß ich Euch leben, so zeigt Ihr mich an."

„Meinst Du?" spricht Holzner. „So laß nur Deinen Mantel fallen. Was schadet's denn, wenn Du mich tödtest, ob ich vorher Deine Züge sah? Dann verrathe ich Dich gewiß nicht. Und wenn Du mich nicht tödtest — ebensowenig. Du willst mir nicht glauben? Mein Wort darauf. Weshalb ich Dich nicht verrathen kann, das thut hier nichts zur Sache. Aber, ein Anderes: — Du selbst wirst Dich den Gerichten stellen. Und heute noch."

Der Slave schüttelt nur mit dem Kopf. Trotzig kehrt er sich ab.

„Ich will's," ruft Holzner, „Du sollst gehorchen. Verstehst Du mich?" — Es hat ihn ein Gelüste ergriffen, die kurze Lebensfrist, die er sich kämpfend noch errungen, durch Wohlthun zu nützen. Den verstockten Gesellen da bessern, das wäre eine letzte gute That in ihrem Sinne. — „Du lieferst Dich aus. Und wenn Du später aus dem Gefängniß entlassen wirst, soll man Dir fünfhundert Gulden zahlen, das Zehnfache grade von dem Gelde, das Du bei mir gefunden hättest. Nun, was sinnst Du noch?"

„Herr," murmelt der Lovro, „ich, wer wär' ich denn, daß ich mich weigern sollte, zu thun, was Ihr befohlen. Aber ich kann es nicht. Mein Weib . . ."

„Dein Weib!“ schreit Holzner auf, „Du hast eins, Mensch, sie lebt! Und Du lauerst am Weg, um zu rauben und morden?“

„Thät' ich's, wenn es nicht um sie wäre, daß sie nicht verhungert?“

Holzner hat sich abgewendet. Was ist das für eine Welt! Des Räubers Weib lebt, das seine liegt in kalter Erde. Es überkommt ihn ein brennender Neid, ein Haß auf den Menschen, der da vor ihm steht. Aber zugleich erwacht auch in ihm das grenzenloseste Erbarmen, mit dem Elend des Volkes, das von Noth und Unwissenheit dem Verbrechen in die Arme getrieben wird, dem selbst die Liebe nicht Rettung bringt. „Nun wohl,“ spricht er langsam, „sie soll nicht mehr darben, also erhöhen wir die Summe. Das Zehnfache dann: fünftausend Gulden. Willst Du dafür Deine Strafe leiden und von dem wüsten Leben lassen?“

Der Lovro ist jäh zurückgewichen. Der Mantel fällt ihm von den Schultern. Nicht wie ein Mörder, vor dem man sich fürchten könnte, blickt er. Ein armer Krainer Bauernbursch ist's, wie sie alle sind, voll unterwürfigen Respects vor einem Herrn und dessen Macht. Aus seinen tiefgesunkenen Augen, seinen hohlen Wangen spricht nur der Hunger; aller Trotz ist ihm vergangen. — „Was sagt Ihr,“ stottert er, „Herr, was sagt Ihr? Ihr redet zum

Spott so. Das meint Ihr im Ernst nicht, das könnt Ihr nicht meinen. Fünfmaltausend Gulden und — mir!"

Holzner zieht statt aller Antwort sein Taschenbuch. Er schreibt auf dem Knie, den rechten Fuß auf die Kapellenstufe gestellt. — „Hier, kannst Du lesen?" fragte er, da er geendet; „nein? Nun, so wirst Du's glauben müssen. Der Zettel ist an den Baron Zois gerichtet, meinen Freund auf Görschitzhof. Du weißt von ihm. Dem Ueberbringer dieses Blattes, wer es auch sei, Mann oder Weib, wird er fünftausend Gulden baar auszahlen. Wohlverstanden — nur, wenn er erfährt, daß zuvor der Lorenz oder Lovro, welcher letzthin in dieser Gegend etliche Räubereien vollführt, auch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer nächtlicher Weile mit Gewalt in den Hochwald geschleppt hat, sich selbst dem Gericht auslieferte. Dann gibt er Geld. So steht's hier geschrieben."

„Und weiter?" fragt athemlos der Lovro.

„Weiter? nichts. Wer das Geld erhebt, darf damit machen, was er will: es selbst verwenden oder verwahren, bis Du einmal frei kommst und auswandern kannst."

„Und sie, die das Geld holt, wer es auch sei — sie kommt nicht ins Gefängniß?"

„Wie kann ich wissen, wen Du sendest und ob sie mitschuldig ist oder nicht?“

„Herr, sie that nichts, sie wußte nichts! Nicht, daß ich den Pfarrer holen ging, nicht, daß ich heute Euch aufgelauert, gar nichts! Und wenn sie es hört, so weint sie und betet, daß uns die Schuld verziehen werde.“

„Mache das die Richter glauben, so wird man Deine Frau nicht verhaften. Sie werden forschen, ob Alles wahr ist, was Du sagst. Also halte Dich streng an die Wahrheit.“

„Das will ich schon. Ich kann ja nicht anders. Aber es ist schwer mit solchen Herren zu reden. Wenn sie alle wären wie Ihr“ . . .

„Mir könntest Du's sagen? Nun so sprich. Ich schreibe auf, was Du mir berichtest, Du zeigst den Brief dann auf dem Amt, wenn Du Dich meldest, und meine Bestätigung wird Dir nützen, als ein Zeugniß zu Deinen Gunsten.“

Der Lovro starrt nur in sich hinein. In Worte zu fassen, was er erlebte, dünkt ihn unmöglich.

Holzner wartet. Sein Ziel hinter der langen Mauer dort droben, — die Sonne sinkt schon, und je düsterer der Himmel sich färbt, desto weißer hebt sich die schnurgrade Linie vom Hintergrund ab — kann ihm nicht entgehen. Aber die beschlossene That auch nur um Minuten aufschieben zu müssen, das

dünkt ihn hart. Und doch ist es ihm, als sei er verpflichtet, den Beistand, den er dem Lovro verheißen, ganz zu leisten. „So sprich doch," sagt er nochmals. „Wie kamst Du dazu? Du bist nicht von hier?"

„Nein, Herr. Ich bin von jenseits der Berge, von Raibl gebürtig, wo es zum Predilpaß hinaufgeht. Bei den Galmeigruben war ich in Arbeit."

„Und was führte Dich her?"

„Ich dacht' mein Glück hier zu versuchen. Hier sei jetzt bei dem Hüttenwerk ein neuer Director, bei dem hätt' man's gut, wenn man fleißig sei; so ließ mir damals die alte Base, die Ursel sagen."

„Die Ursel? Die Händlerin? So, also die hat's Dir heut' gesteckt, daß Du mich jetzt hier treffen würdest? Und auf ihren Anlaß bist Du in das Dorf gekommen? Wann war denn das?"

„Um Frohnleichnam war's, im vergangenen Sommer."

„Hast Du Dich auf dem Hüttenwerk gemeldet?"

„Nein, Herr. Das war's. Ich kam am Sonntag."

„Nun, und?"

„Am Montag war es zu spät. Ihr wolltet wissen, weshalb ich dies Leben führen mußte? Wenn man's recht bedenkt, so ist's schnell gesagt. Denn an dem Abend fing es an. Und in derselben Nacht war's geschehen und blieb wie es ist, und war kein

Zurück. — Also am Sonntag Abend komme ich. Ich gehe ins Wirthshaus. Es ist eine Hochzeit dort. Sie tanzen. Die erste, die ich sehe, ist die schwarze Maritza. Die kannt' ich schon, Herr. Wir waren einmal früher, als ich mit meiner kranken Mutter die Wallfahrt nach Maria im See gethan, zusammen getroffen. Und wie sie mich sieht und wie ich sie sehe . . . . ‚Du!' sagt sie und kommt über den Tanzboden her auf mich zu. Ein kurznackiger Bursch mit fuchsrothen Haaren, der schon stark getrunken hatte, schiebt sich dazwischen: ‚Was will denn der da,' ruft er. ‚Maritza, Du tanzst jetzt mit mir!' Sie lacht, so ein wenig, nur mit den Lippen, und nickt mir zu. Das macht ihn wild. Er packt sie an, ich will sie befreien. Da läßt er sie und greift dafür mich an. Wie ich mich zur Wehr setze, zieht er sein Messer. Sie will ihm in den Arm fallen, ihn zu hindern. Da sticht der rohe Mensch nach ihr. An ihrer Schulter seh' ich das Messer. Ich springe herzu. Aber sie hat sich schon selbst geholfen, mit aller Gewalt hat sie ihn zurückgeschleudert. Er taumelt und wankt. Und dann stürzt er zu Boden, mit langem Stöhnen. Das Alles ging schneller, als ich's Euch sage. Die Burschen haben abseits gestanden. Nun kommen sie näher. ‚Der ist hin,' sagt Einer. ‚Nun, Maritza, hast Dir selber Deinen reichen Freier erschlagen?

Bist nun zufrieden?' — Sie wirft nur den Kopf in den Nacken. ‚Gib Acht,' ruft ein Anderer, ‚stolze Maritza! gleich werden die Gensdarmen kommen, die Dich ins Gefängniß führen; vielleicht gefällt's Dir besser dort, als hier bei uns, wo doch Keiner Dir gut genug war.' Ich seh' wie sie zittert unter all' den spitzigen Reden, obwohl sie thut, als ob sie's nicht kümmert. ‚Komm,' sage ich, nehme sie bei der Hand und zieh sie vom Tanzboden hinaus; ‚ich will Dich schon schützen, folg' nur mir.' — Ohne ein Wort läßt sie sich still von mir fortführen aus dem Lärmen in die Nacht. Und das ist Alles. Und so war's geschehen."

„Was war geschehen? Deshalb," ruft Holzner, „hast Du ein Räuber werden müssen, ein Ausgestoßener, um weiter nichts? Weil bei einem Wirthshausstreit der rothe Petran — es ist doch der Sohn des Gastwirths gewesen, der Trunkenbold, mit dem Ihr Euch rauftet? — eine Beule am Kopfe davontrug?"

„So ist's, Herr. Weiter war es nichts. Es können viele Leute bezeugen. Der Petran lebt heute noch. Aber wir — wir wußten es nicht."

„Ihr wußtet nicht, daß der Petran am Leben?"

„Wie sollten wir's hören? Die Maritza war in ihrer Angst in derselben Nacht noch hinauf in die Berge mit mir geflohen, wo wir vor Verfolgung sicher waren. — ‚Weißt Du,' hat sie zu mir ge-

sprochen, ‚weshalb das Alles gekommen ist? Weil wir zwei mitsammen, dazumal, an dem Wunschglöcklein in der Inselkirche gezogen haben. Es hat für uns beide zugleich geklungen. Da hat die heilige Jungfrau Maria Dich mir bestimmt. Und so sind wir zu einander gekommen. Es hat so sein müssen.‘“

„Arme Kinder!“

„Herr, davon wußten wir damals noch nichts. Der Wald ist groß, und der Berg hat viele Höhlen; der Sommer war warm. Zu essen gab’s Beeren und allerlei Früchte, ich stellte Schlingen, um Vögel zu fangen, es störte uns Niemand. Wir waren frei und waren beisammen. ‚Der arme Petran,‘ so hat die Maritza oft geklagt, ‚daß der hat daran glauben müssen, und daß wir zwei nun so glücklich sind!‘ — Aber einmal, erst zum Herbst, da sie Beeren suchen gegangen, hat sie auf dem Weg meine Base, die Ursel, getroffen. Die hat’s ihr gesagt, daß der rothe Petran am Leben ist und daß Keiner ihr nachstellt. Und nun will sie zurück und will wieder zur Beichte und will den Herrn Curaten bitten, daß er uns schnell zusammengibt. Sie hängt mir am Hals und lacht und weint und küßt mich dazwischen und weiß vor Freuden sich nicht zu lassen. Da hab’ ich es ihr eingestehen müssen, was mich bedrückt hat, schon seit Tagen. ‚Jetzt kannst Du zurück, Maritza. Aber ich nicht. Ich bin mit dem großen, starken

Gensdarmen, der die Wälder begeht, dem Deutschen, weil ich geglaubt hab', er ist Dir auf der Spur, aneinandergerathen, daß er sein Lebtag dran denken wird. Und seine Flinte hab' ich behalten.'

„Herr, von derselbigen Stunde an, da ich ihr das hab' sagen müssen, ist's mit ihrer Ruhe vorbei gewesen. Zum Unglück hatte ihr auch die Ursel schon erzählt, daß man im Dorf nach Einem sucht, der den Gensdarmen angefallen. Nun zitterte sie vor jedem Laut, weil sie meinte, die Soldaten würden kommen und würden mich greifen; für sich selber war sie nie so furchtsam gewesen. Von Tag zu Tag ist sie nur trauriger geworden und verstörter. Und als ich ihr zugeredet hab', sie solle zur Base hinuntergehen, die abseits vom Dorf wohnt, die schwere Stunde dort abzuwarten, die ihr bevorstand, da hat sie's nicht wollen. Sei ich ihretwillen ausgestoßen worden, so dürfe sie jetzt nicht mich verlassen. Nur eh' sie sterbe, möchte sie einmal noch einen Geistlichen sehen, dem sie beichten, der ihr die Sünde vergeben könne. Weiter wünschte sie nichts mehr. Denn sie dacht' schon nicht anders, als daß sie baldigst sterben müßte. Und dann sei ich frei, dann sollt' ich fliehen, über die Grenze, in ein anderes Land. Vielleicht wär' es ihr besser gewesen, wär' sie gestorben. Aber es kam nicht so. Denn zum Frühling — es war im März, der Schnee wieder frisch gefallen, es

stürmte die Nacht und fror dazu, ärger als im tiefsten Winter — da hat sie den Buben zur Welt gebracht. Sie meinte damals, es sei das ihre letzte Stunde. Und ich, wie ich sie so sterbenskrank sah, nur klagend und weinend um geistlichen Zuspruch, da dacht' ich: was liegt denn daran, wenn sie mich greifen, so der Maritza geholfen wird! — Da lief ich hinunter ins nächste Dorf — wir bargen uns damals in einem leeren Heustadel droben im Wald, hoch über dem Wocheiner See; — die fünf Stunden Weg's macht ich in der halben Zeit und ging zum Pfarrer und bat den, mit mir zu einer Sterbenden zu kommen. Und da er nicht wollt' in der tiefen Nacht, mit mir durch den Wald — da hab' ich freilich mich vergangen. Ich hab' ihm die Augen fest verbunden, ihn mir auf den Rücken geladen und so durch Schnee und Wind und Kälte, so schnell ich nur konnt', hinauf getragen zu der Maritza. Was sie ihm da unter Thränen gestand, war Beichtgeheimniß, das durft' er nicht sagen. Daß er uns zusammengegeben, mit heiligem Segen, und den Buben getauft, das hat er wohl selber nicht gern verrathen. Denn er that's aus Furcht vor meiner Flinte. Aber daß ich ihn geholt, mit Gewalt und welche Angst er ausgestanden, auch daß ich der Lovro heiße und fremd in der Gegend sei, das Alles hat er auf dem Amt erzählt. Wenn seitdem hier am See etwas

vorfällt und wo immer ein Unglück geschieht, da heißt's: Das hat der Lovro gethan. Immer der Lovro! Der Herr Pfarrer hat von der Kanzel herab mir mit den ärgsten Strafen gedroht, hier und im Jenseits. Ich hab's von der Ursel. Der hat die Maritza längst ihre rothen Perlen gegeben und ihre silberne Nadel dazu, daß sie sie verkauft und uns Brod dafür bringt. Es geht uns nicht gut, wie im vorigen Sommer. Wir sind immer auf der Flucht von dem einen Versteck zum andern. Die Maritza ist schwach von Krankheit und Kummer. Sie kann dem Kind nicht Nahrung geben, weil sie selbst nichts mehr zu essen hat. Und die Alte sagt zu mir: ‚Wenn's zum Winter so weiter geht, kommt die Maritza um ihren Verstand, und das Kind stirbt Dir Hungers. Du hast einmal den Namen, daß sich Alle vor Dir fürchten, obschon Du bis heut nicht gar so viel verbrochen hast. Da verdien' ihn gleich lieber! Zurück kannst Du nimmer. So thu doch, was die Leut' von Dir glauben; versuch's einmal, Einem sein Geld wegzunehmen. Dann ist Dir geholfen, Dir, der Maritza, dem Buben und mir.' — Herr, ich hab's versucht! — Und das ist die Wahrheit. Und wenn ich drum bestraft werden muß, ich will's schon tragen. Aber mein Weib, mein Weib ist schuldlos! Die weiß nichts davon. Die muß frei ausgehen, sie hat nichts verbrochen."

Holzner hat schweigend zugehört. Die Erzählung des Lovro niederzuschreiben, hat er vergessen.

„Herr," sagte dieser ängstlich, da er jenen noch immer so regungslos, in sich versunken, auf den Stufen der Kapelle sitzen sieht, „Herr, ich will ja thun, was Ihr fordert, will mich selber auf dem Amt stellen, heute noch, wie Ihr geboten. Aber werdet Ihr Euer Versprechen mir auch halten?"

„Welches? Dir fünftausend Gulden zu zahlen?"

„Ja — und vor den Richtern für mich zu zeugen. Und noch eins. Die alte Ursel sagt, Ihr hättet ein Weib gehabt, das Euch lieb war. Nun, Herr, bei Eurer todten Frau bitt' ich Euch: sorgt mir für die meine!"

„Was redest Du da? Ich soll für sie sorgen! Das kann ich nicht. Ich gebe das Geld, damit sie nicht wieder in Noth gerathe. Weiter vermag ich nichts zu thun. Denn ich selbst, ich . . . ich muß fort von hier. Darum kann ich's nicht. Nein. Und ich will's nicht!" — Nicht gegen den Lovro, gegen sein eigenstes Gewissen hat er sich zu wehren.

„Ihr wollt jetzt verreisen, Herr?" fragt traurig der Lovro. „Ich bitt' Euch, thut's nicht, ich flehe Euch an! Denn seht, wenn ich gefangen bin, wenn ihr Keiner beisteht, was soll aus der Maritza dann werden? Aber wenn Ihr Acht geben wolltet, daß

man sie nicht höhnt im Dorf, daß der Bub' rechtschaffen aufwächst . . ."

„Ich kann's nicht, ich kann es nicht," murmelt Holzner.

„Herr, thut's. Aus Barmherzigkeit! Die Maritza stirbt mir sonst."

Holzner antwortet nicht. Nicht an die Maritza denkt er, an sein eigenes Weib. Was sie wünschen würde, das weiß er. Wieder meint er, drinnen in der geheimen Kammer seines Herzens, wo er vorhin ihre Stimme vernommen, wie leise Mahnung die Worte zu hören: „Erst ein langes, ein reiches Leben, viel wohlthun, viel nützen — und dann, wenn es sein muß . . ." Wenn es sein muß!

„So wahr Ihr Euer Weib geliebt habt," fleht der Lovro noch einmal, „bleibt Herr, sorgt für mein's." — —

* * *

Es ist Mitternacht. Auf dem Schloßhof steht der lange Mauric wartend und horcht und späht in das Dunkel hinaus. Die Hausthür geht. Fräulein Anna tritt heraus. Es litt sie nicht länger bei dem schlafenden Knaben, im stillen Zimmer. Was sie martert, ist nicht Angst mehr, es ist Gewißheit. —

„Er kommt nicht wieder," sagt sie zu dem Alten. Der nickt nur. Ob er die Worte verstand, die sie sprach, das bedenkt er selbst nicht. Denn ihre Sorge versteht er. Es ist auch die seine. So stehen die beiden, an Sprache und Bildung und Stand weit geschiedenen Menschen nah zusammen, von einander Hoffnung begehrend, die Keiner von ihnen selber besitzt. Das junge Mädchen klammert sich an den alten Knecht, wie an eine Stütze. Er schüttelt den Kopf, er weiß keinen Trost mehr. „Er kommt nicht," sagt sie noch einmal; „hätte ich ihn nur nicht fortgelassen! Ich wußte es ja, was er im Sinn trug, schon all die Zeit her. Ich hatte nur immer wieder den Muth nicht, es auszusprechen, das Fürchterliche. Und nun ist's geschehen, und nun ist's zu spät." — Sie weint. So lange sie allein war, hat sie sich bezwungen, nun vermag sie's nicht länger. Der Mauric sucht sie zu beruhigen. Aengstlich, respectvoll streichelt er dem Fräulein die Schulter. Er weiß wohl nicht, daß die theilnehmende Berührung ihre Thränen löst und nur heftiger strömen macht. Aber plötzlich sind sie getrocknet. Sie hebt mit hastiger Bewegung den Kopf. Der Alte horcht gleichfalls. Rings schwarze Nacht und Alles still. Nur fern ein Ton, ein Ton, der näher, näher herankommt und deutlicher wird: Wagenrollen. Kommt er endlich selbst zurück oder — bringt man den

Hausherrn? Die Beiden schauen sich nicht an, sie stehen und lauschen, zitternd, kaum athmend. Und jetzt — der Hund schlägt an! Der Mauric springt ans Hofthor: „Herr, Herr, Ihr seid es!“

Holzner hat sich vom Wagen geschwungen. „Bist Du da, Anna? Arme Seele, Du hast lange warten müssen. Sei mir nicht bös! Ich konnt' nicht anders. Den Lovro — Deine Warnung traf ein — hab' ich zum Bezirksamt gebracht. Nun ist das Dorf von der Furcht befreit. Und hier seine Frau“ — er hilft vorsorglich einer vermummten Gestalt vom Wagen — „hier seine Maritza und ihren Buben werden wir bei uns behalten, so lange er gefangen bleibt. Führ' sie hinein und richt' ihr ein Lager; ich hab's versprochen für sie zu sorgen. Ich denke, Schwester, Du wirst mir helfen, daß ich mein Wort erfüllen kann, heute und — ferner.“ Er hält ihr die Hand hin. Sie faßt sie, sie drückt sie ihm. „Immer, immer! Bleib nur, versuch's nur, ich will Dir beistehen, so gut ich es kann.“ Während sie die Maritza ins Haus führt, wendet er sich noch zu dem Mauric: „Leg Dich schlafen, Alter. Auch ich will's. Vielleicht kann ich es heute wieder.“ Und er geht ins Haus und zu seinem Knaben.

Im dunklen Schloßhof hat der Mauric sich auf beide Kniee geworfen. Er spricht ein Dankgebet für seinen Herrn, der wie durch ein Wunder aus Räubers-

gefahren und schlimmeren noch errettet worden. Dann schirrt er die müden Braunen los, führt sie in den Stall und versorgt sie, wie jeden Abend. Denn es ist morgen wieder ein Tag, und morgen wird sie der Herr wieder brauchen.

Geschichte eines Mahagonistammes.

„Ein Stück Holz, ein lebloses Stück Holz," sagte Herr Johann Roderich — von dem Hause Roderich & Söhne —, „hat doch wahrhaftig zu meiner Zeit mehr Abenteuer durchgemacht und mit angeschaut, als heutzutage ihr armseligen Stubenhocker von Novellenschreibern — und gar Schreiberinnen — euch träumen laßt. Auf was laufen am Ende eure verblaßten Phantasiegebilde alle hinaus? Daß zwei sich bekommen. Oder höchstens sich nicht bekommen, weil er sie oder sie ihn im Stich läßt"

„Und was, Verehrtester, hat in den Tagen Ihrer Jugend ein Holzblock erfahren, das neuer oder wichtiger wäre als dieses uralte Menschenleid?"

„Das fragen Sie? Bis so ein starker Urwaldsriese — denn damals gab es noch undurchforschten, ursprünglichen Urwald — aus seiner fernen, sonnstrahlenden Heimath hierher gelangt war, in unsere Tisch und Stuhl bedürfende, prächtig polirte, wohlgedrechselte europäische Civilisation? Ja, fragen Sie lieber, was er nicht gesehen hatte! Fünfhundert Jahre oder mehr haben seinen Stamm gebildet;

fünfhundert Jahre oder noch länger spendeten seine Aeste und Zweige Schatten für alles wilde Gethier, Schlangen, Eidechsen und buntschillernde Vögel, für all' das heimliche Leben der glühenden Tropen, ehe noch ein Menschenfußtritt den Boden in seiner Nähe berührt. Und nun züngelt bläulich die Flamme vom Lagerfeuer der Räuber empor an dem Stamme, umzieht in wunderlich runden Kreisen, Ringeln, Schnörkeln, die rissige Rinde, ein feines Netzgeäder bildend, durchsichtig, verschlungen, vielgestaltig; daß ich bewundernd . . ."

„Sie! Pardon, wie kommen Sie denn dahin? Bevor ich mehr von den Geschicken des Baumstammes höre, möchte ich doch gehorsamst ersuchen, mir zu berichten, wie es zuging, daß Sie, Herr Johann Roderich, in den wilden Urwald gelangten, zu dem Baum und zu den Räubern?"

„Das wollen Sie hören? Des Baumes Geschichte sowie jenes Zusammentreffen mit den Bandoleros haben in meinem Leben eine Rolle gespielt. Und also muß ich wohl mit mir selber den Anfang machen. Der Anfang nämlich war, daß eines Tages — ich befand mich noch in der Prima des Gymnasiums, kurz vor dem Abgang zur Universität, auf der ich Jura studiren sollte — mir ein Buch in die Hände fiel: Humboldt's Ansichten der Natur. Ich träumte davon in den folgenden Nächten. Achill

und Hektor kämpften unter Palmenschatten mit lautem Feldgeschrei und Lärmen; ich selbst war Achill. Und die Myrmidonen hatten schwarze Negerfratzen. ‚He, Roderich,‘ rief nächsten Tages in der Klasse der Herr Professor, ‚was übersetzen Sie da für Unsinn? Die tapferen Indianer? Trojaner haben Sie sagen wollen. Ich bitte sehr, bei der Sache zu bleiben. Es leuchtet hier Ihnen die Sonne Homer's, nicht grell unklassische Tropensonne.‘ — Er hatte gut reden, der alte Herr. Mich hielt eine Sehnsucht nach jener Tropenwelt gepackt, daß, wo ich ging und wo ich stand, ich ihre Bilder zu sehen meinte, die graue, alltägliche Wirklichkeit mir dagegen versank. Und nachdem ich zu dem ersten noch ein halb Dutzend anderer, mehr oder minder gediegener Werke mit Schilderungen jener Breiten verschlungen hatte, stand es fest bei mir: ich mußte dorthin. Das schnellste Mittel, dies Ziel zu erreichen, schien mir zu sein, daß ich Kaufmann ward.

Mein Vater, da ich ihm von diesem Plan sprach, schüttelte den Kopf: ‚Nichts da. Der Aelteste führt die Firma weiter. Das gehört sich so von jeher. Der Zweite studirt. Noch dazu, wenn dieser Zweite einen, ob auch hartschaligen, dennoch recht anschlägigen Kopf hat. Du taugst vortrefflich zum Advokaten, besitzest just das richtige Mundwerk, eine Suade, daß Du jedwedem einreden könntest, die Blätter

sind blau, obschon Du sie grün siehst. Wenn Du nur willst — Du kannst es zu etwas Rechtem bringen.'

‚Aber ich will nicht. Das ist es eben, Herr Vater, ich habe den harten Schädel von Dir geerbt. Was einmal da drinnen festsitzt, treibt Niemand heraus. Ich fühle ein so großes Verlangen zu reisen, die weite Welt zu sehen, Palmen und Sonnengluth und braune Menschen und fremdes Leben, daß ich im Kolleg doch nicht stillhalten könnte.'

Mein guter Vater hat gewöhnlich recht gehabt. Und so besitze ich denn auch wohl das Zeug zum Advokaten in mir. Ihn wenigstens zu überreden, gelang mir mit meiner jugendlichen Dialektik. — Ich kann, was ich will; aber nichts, was ich nicht will. — Den Satz sah er ein.

‚Gut, mein Junge. Wenn Du Genügen daran findest, künftig einmal neben Deinem Bruder die zweite Rolle in unserem Geschäft zu spielen, ich will Dich nicht hindern. Vorerst machst Du Dein Gymnasium durch. Fällt das Abgangszeugniß gut aus, nun, so läßt sich's ja überlegen, was weiter geschieht.'

Daß es gut ausfiel, brauche ich es zu sagen?

Ich hatte mir somit das Recht erworben, mein Studium an den Nagel zu hängen und mir den Beruf zu wählen, der mir gefiel. Müller, Ahrens

& Co., mit denen mein Vater befreundet war, nahmen mich als Lehrling auf. Freilich will ich nicht behaupten, es sei für einen Primus der Prima ein besonderes Vergnügen gewesen, plötzlich zum Lehrling auf einem Comptoir degradirt zu werden. Zum Mindesten dazumal, wo sothanes Amt noch eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem weit besser besoldeten eines Hausknechts und Schuhputzers hatte. Ich mußte Papier schneiden, Tinte einfüllen, neue Federn aufstecken, den jungen Herren ihre Röcke bürsten, ja gelegentlich sogar aus dem Keller jenseit der Straße dem Buchhalter Bier und Butterbrot herüberholen. Doch that ich Alles gehorsamlichst, ohne nur mit den Wimpern zu zucken. Ich hatte meinen Vater im Verdacht, daß er bei Müller, Ahrens & Co. ein leises Wörtlein zu meinen Ungunsten fallen gelassen. Ich sollte, schien es mir, so etwas wie ein Läuterungsfeuer durchmachen. Erst wenn ich das tapfer bestanden hätte, würde man mich werth befinden, in das wirkliche Heiligthum der Kaufmannschaft eingeführt zu werden. Zu meinem Heil währte diese Prüfungszeit nicht allzu lange.

Eines Tages kam Herr Ahrens in Begleitung eines hageren, stolzblickenden, schwarz schnurrbärtigen Herrn aus seinem Privatcomptoir in das unsere. Ich schwebte hoch auf meinem Bock, einen lang-

weiligen Geschäftsbrief, den man mit der Kopirpresse zehnmal so gut vervielfältigt hätte, auf Geheiß meines Quälgeistes, des Buchhalters, Wort für Wort nachzumalen.

‚He, Roderich,‘ rief mein gestrenger Chef, ‚lassen Sie Ihr Geschreibsel nur, Sie bekommen doch nie mehr eine richtige Kaufmannshand. Die ist Ihnen auf dem Gymnasium verdorben. Begleiten Sie Don Ramon Sepulveda zu seinem Hotel. Er könnte den Weg fehlen. Und warten Sie dort. Falls er einen Besuch machen will bei meiner Frau, oder wo sonst, Sie führen ihn. Verstehen werden Sie ihn zwar schlecht. Ihr verdammtes Latein und Griechisch nützt Ihnen wenig bei einem Spanier. Aber ich kann keinen Anderen entbehren. Sie desto besser. Gehen Sie nur.‘

Don Ramon bedankte sich höflichst bei meinem Chef, daß er mich ihm zum Führer mitgab. Ich konnte nicht spanisch; aber so viel verstand ich doch, daß er etwas Schmeichelhaftes über mich sagte. Herr Ahrens zog ein schiefes Gesicht, er fand, daß mein langes Knochengerüst nicht besonders schön sei. Ich freilich fand's auch nicht.

Also zogen wir ab mitsammen, stumm, doch einander nicht feindlich gesinnt. Ich bin schon damals ein guter Patriot gewesen und eingefleischter Partikularist — wie ich denn überhaupt, was ich

einmal ergriffen, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit festzuhalten pflege und darin von meinem achtzehnten Jahre an bis zum heutigen Tage nicht viel kühler geworden bin. — So machte ich denn auch durch entsprechende Handbewegungen den Herrn auf einzelne Häuser aufmerksam, auf die Schönheit des Wassers, die flinken Boote, die weißen Schwäne — zuletzt auf ein nettes junges Mädchen, das gerade des Weges kam und das ich gut kannte. Da lächelte er wohlgefällig, klopfte mir die Schulter und sagte irgend etwas, wovon ich nur das Wort Cuba verstand. Kam er daher? von der herrlichsten Insel der Tropen? Don Ramon war mir plötzlich sehr wichtig geworden. Anstatt im Hotel, wie mir mein Principal geboten, geduldig, bedientenhaft zu warten, bis der Fremde zu einem neuen Gange mich brauchen würde, bedeutete ich den vielsprachigen Portier, sobald der Herr nach mir fragen sollte, ihm zu sagen, ich käme gleich wieder, hätte nur einen Weg zu machen. Spornstreichs rannte ich davon, um die Ecke, in die nächste Straße, zum ersten besten Buchhändler. Dort kaufte ich mir — einstweilen selbstverständlich auf Borg — ein Bändchen mit spanischen Dialogen. (Den Ollendorf hat es leider damals noch nicht gegeben.) Und als Don Ramon wieder aus dem Hotel kam, konnte ich ihm im Eingang entgegentreten:

‚A donde quiere su señoria ir ahora? Estoy al servicio de Usted.‘

Don Ramon war entzückt. Er lachte Thränen über meine unverfälscht deutsche Aussprache und lobte mich in demselben Athem. Von Stund an war der gute Herr, der trotz seiner steifen Außenseite Sinn für Scherz besaß, mein bester Freund. Wir sind eine ganze Woche lang miteinander umhergestiegen. Ich zeigte ihm die Börse, den Hafen, Kirchen, Sammlungen, hübsche Landhäuser, Alles, was ich in unserer Stadt als sehenswerth kannte — oder einmal zu sehen und kennen Lust verspürte. Dabei lernte ich eifrigst Spanisch, er wenig Deutsch. Als das Ende seines Besuches kam, sah ich dem Abschied und meiner Rückkehr auf den Lehrlingsposten mit geringen Freuden entgegen. Am letzten Morgen hatte er noch einmal eine längere Unterredung mit dem alten Ahrens. Ich hockte müßig auf meinem Comptoirbock, sollte ich ihn doch noch zu verschiedenen Visiten und zuletzt ans Schiff begleiten. Die Herren traten Abschied nehmend aus dem Nebenzimmer. Don Ramon blieb stehen, noch halb in der Thür:

‚Wissen Sie, amigo mio, was den Rodrigo betrifft,‘ hörte ich ihn sagen, ‚der wäre gerade der Mann für mich, jung, gewandt, etwas selbstbewußt — doch das schadet bei uns nicht, im Gegentheil — und weder verwöhnt noch eingerostet durch enge

Gewohnheit eurer europäischen, gleichmäßig bequemen Geschäftspraxis.‘

Herr Ahrens lachte: ‚Nein, zu viel Praxis oder Erfahrung besitzt der nicht. Wenn Sie glauben, etwas mit ihm anfangen zu können — meinen Segen sollen Sie haben.‘

Das war der Beginn. Wie Don Ramon mir darauf vorschlug, als Commis in sein Holzgeschäft zu Trinidad de Cuba zu treten, wie ich mit Freuden gleich einwilligte, mein Vater brummte, mein gutes Mütterlein unter Thränen behauptete, so könne ich unmöglich fort, ich hätte ja weder Hemden noch Strümpfe in genügender Anzahl — das wäre zu weitläufig hier zu berichten. Meiner Frau Mutter war aber am Ende ihr großer Junge doch noch wichtiger als seine Wäsche. Da sie sah, wie sehr ich es wünschte, gab sie nach. Noch mußte ich feierlichst versprechen, augenblicklich heimzukehren, wann und wie sie mich rufen würde, und so durfte ich denn davonziehen, mit vielen guten Lehren versehen.

Als einziges wichtiges Reisegepäck schaffte ich mir am letzten Abend, noch ehe wir zu Schiffe gingen, in Eile einen Haufen spanischer Bücher an. Unter anderen den Don Juan Tenorio von Zorrilla. Hieß ich doch selber jetzt Don Juan — mein Name klang mir unendlich lieblich in dieser Verwelschung —;

und da ich unterwegs das Stück las, da hat mir ein Vers vor allem behagt:

Yo à los palacios subi,
Yo à las cabañas bajé,
Yo los claustros escalé,
Y en todas partes dejé
Memoria amarga de mi.

Frei verdeutscht will das etwa besagen:

In Palästen fand ich mein Glück,
Ich fand es in Hütten gering,
Ob Klosterschutz streng es umfing;
Und überall blieb, wo ich ging,
Ein bitt'res Erinnern zurück.

Das war's ja eben, was ich wollte: Palast und Hütte kennen lernen, das Kloster wie die weite Welt, alles lieben, nirgends haften, leichten Herzens weiterziehen. Blieb dann von mir, wie von jenem Don Juan, in dem Herzen Anderer ein etwas tieferes Gedenken — nun, das würde meiner jungen Eitelkeit just nicht mißfallen.

So bin ich denn in die Tropen gelangt, als ein rechter Conquistador, bereit, das Land, das Volk, die Weiber zu erobern, zu besiegen; erfüllt von den goldigen Glücksträumen, dergleichen nur die Märchen verwirklichen können.

Aber ist's nicht auch wie im Märchen, wenn wir zuerst auf blauem Meer die Sonne des Wende-

kreises erblicken? Glaubt ein Sohn unserer grauen Nebelheimath, unserer die Stände versöhnenden Zeit sich nicht im Fabelreich, wenn unter jenem glanzvollen Himmel er mit jedem Athemzuge den süßen Duft einathmet, den die Winde ihm meilenweit vom noch nicht erschauten Lande entgegentragen, wenn nun endlich sein Fuß den Strand betreten will, und es strecken ein Paar schwarzer, nerviger Sklavenarme sich dienstbereit aus, den Caballerito sanft wie ein Kindlein über die schlüpfrige Stelle zu tragen?

Wir waren mit einem Dampfer nach der Havana gefahren. Von dort aus ritt Don Ramon mit mir quer über Land — Eisenbahnen gab es zum Glück derzeit noch nicht — zu seinem Wohnsitz, dem an der Südküste der Insel belegenen Städtchen Trinidad. Der Weg führte uns über die Alpen von Cuba, durch dichte Wälder und wieder hinab zum strahlenden Meer. So habe ich gleich ein herrliches Stück dieser Perle der Antillen kennen gelernt. Vier Jahre bin ich dort geblieben in meiner geliebten zweiten Heimath, die schmerzenloseste, sonnenreichste, schönste Zeit meines ganzen Lebens. Noch jetzt, wenn ich jener Tage gedenke, fühle ich mich verjüngt, das Blut strömt rascher durch meine Adern, die Brust hebt sich freier. Ja, es lebte sich anders damals.

Und doch war's nicht immer leichte Arbeit, die mir Don Ramon zu thun gab. Wochenlang hauste

ich im Wald, allein mit meinen holzfällenden Sklaven. Auf Meilenweite in der Runde gab es kaum einen Menschen, der nicht seine fünf bis sechs Morde — wohl mancher auch mehr — gleichmüthig auf dem Gewissen trug. Ich nährte mich von Früchten des Waldes; ich schlief in schaukelnder Hängematte, nur mit meinem Mantel zugedeckt. Solch ein Leben stählt die Nerven. Die Sportanstrengungen, die ihr Europäer ersinnt, wenn ihr euch als Männer erweisen wollt, Reiten, Rudern, Bergeklettern, sind Spiel dagegen. Auf der äußersten Spitze der Jungfrau bringt ihr am Ende, trotz Felsschroffen und Spalten, doch nur eure eigene Haut in Gefahr. Ich hatte für meine Sklaven zu sorgen, harmlose, unverständige, lustige, oft widerspenstige schwarze Kinder. Es gab nur ein Mittel, sie zu lenken: man mußte sie lieben, dann liebten sie den strengsten Herrn und gehorchten ihm leicht. Ich verlangte viel von ihnen; denn von vornherein hatte ich es mir zum Ziel gesetzt, nicht nur das Selbstverständliche zu leisten, das, was mein Chef erwartete, sondern mehr. Ich ließ nicht allein die gewöhnlichen Stämme am äußeren Rande des Waldes schlagen, ich ritt weit hinein in das tiefe, wegloſe Dunkel, nach besonders schönen Exemplaren, nach rechten Urwaldsriesen zu suchen. Damals spielte das Mahagoni noch eine Rolle in der Welt. Der reichste Lord glaubte seinem schönsten Saal eine

Zierde zu verleihen, wenn er einen solchen Eßtisch von besonderer Größe darin aufstellte. Holz, wie wir es damals schlugen, gibt es heute nicht mehr. Es war mein Ehrgeiz, das schönste zu finden. Auch das ist eine Art von Sport, ein unverständiger, wenn Sie so wollen, und wie jedes Spiel artet es, auf die Spitze getrieben, zur Leidenschaft aus. Ich aber gab mich dieser Passion mit vollem Bewußtsein hin, ich fröhnte ihr, ich verbiß mich förmlich in das Vergnügen dieser ruhelosen Jagd nach Bäumen, Bäumen, wie sie außer mir auf ganz Cuba kein Anderer zu entdecken verstand. Denn diese Leidenschaft war meine Rettung vor einer anderen. Wenn ich wieder ein paar mächtige Blöcke zum Hafen an der Casildabai geflößt und dort verladen hatte, und wenn ich dann in sein Bureau zu Don Ramon kam, um ihm Rechenschaft abzulegen, so sagte er sicherlich: ‚Vamos, Rodrigo, Sie sind ein Juwel von einem Commis. Nun bleiben Sie ein paar Tage hier, erholen Sie und unterhalten Sie sich, bevor Sie wieder in den Wald zu Ihrer Arbeit zurückkehren müssen.‘

Dann lebte ich eine Woche lang in Trinidad — das heißt im Himmel! Und ich wandelte auf Wolken, und ich trug leichtbeschwingte Sohlen wie ein Gott an den Füßen, und ich fühlte alle Träume wirklich geworden. Die Wirklichkeit aber dünkte

mich schöner, holdseliger, berauschender, lieber denn je noch ein Traum.

Weshalb ich nie länger in der Stadt blieb? Vielleicht würde Don Ramon mir gar keine Schwierigkeiten bereitet haben, hätte ich ihn gebeten, mich einmal mit einem von seinen anderen Leuten für ein halbes Jahr das Amt tauschen zu lassen. Ich bat ihn nie. Wenn er nach ein paar seligen Tagen mit irgend einem geschäftlichen Auftrage mich wieder fortschickte, so ging ich eben, ohne Frage noch Widerrede. Heute, wenn ich daran denke, begreife ich es selbst nicht mehr, daß ich die Kraft — oder auch die Schwäche — besaß, zu gehen, wo alle meine Pulse und Fibern mich drängten: Bleibe, o bleibe! — Weshalb werden wir Nordländer so geboren, so erzogen, daß uns dieser unleidliche kategorische Imperativ, den man Pflichtgefühl nennt, von Jugend auf ins Blut geimpft ist? Weshalb fürchten wir die Schönheit als etwas Verführerisches, Böses? Tannhäuser ist gewißlich, davon bin ich überzeugt, irgendwo hier oben im Flachland, zwischen Elbe, Weser, Eider, zur Welt gekommen; er wäre sonst nicht solch ein Narr gewesen, aus dem Hörselberge davonzulaufen. Und dennoch war die holde Frau Venus noch eine heidnische Teufelinne. Die aber mich im Banne hielt, war fromm, wie nur je ein spanisches Mädchen, die hätte um Alles in der Welt

keine Messe noch Beichte versäumt, die wußte von jener Dämonin so wenig, daß sie wohl kaum ihren Namen vernommen; an der war nichts zu scheuen, nichts, als nur ihre süße, berückende Schönheit. — Von dem ersten Tage an, da ich einreitend in die Stadt Trinidad hinter dem Gitterwerke der Reja sie erschaut, sie . . .

Aber ich wollte von dem Mahagoniblock erzählen und wie ich ihn fand. — Also es muß etwa zu Anfang des vierten Jahres meiner Anstellung bei Don Ramon gewesen sein, daß ich eines Frühmorgens wieder nach kurzem, glückseligem Aufenthalt aus der Stadt auf unsere Hacienda zurückritt. In der Nacht vorher hatte ich einer Tertullia bei einem Freunde meines Chefs beigewohnt. Wir hatten getanzt, ich mit ihr, mehr als eine Habanera, bis der lichte Morgen nahte. Die Erinnerung daran hatte mich nicht Schlaf finden lassen, hielt mich jetzt noch umfangen. Ich suchte mir die wenigen Worte zurückzurufen, die sie gesprochen; ich dachte an die vielen, so vielen, die ich nicht gesagt. Es war so etwas wie ein Bann, der mich stets befiel, wenn ich vor ihr stand, daß ich verstummen, schweigen mußte, daß alle meine Geisteskräfte von mir wichen. Und auch jetzt noch, wie ich zu Pferd saß, war mir seltsam unwirklich zu Muthe, süß berauscht, wie von jungem Weine. Da ich vor die Stadt hinauskam, wo die

Kaserne steht, fiel ein Schuß, der mich jäh erweckte, als hätte er mich selber getroffen. Ich sehe es noch vor mir unter dem strahlenden Tropenhimmel, das Bild von damals. Auf dem von niedriger Steinmauer umfriedeten Hof der Kaserne stand ein Peloton von Soldaten. Ihr Officier hatte das Zeichen gegeben: ‚Feuer!‘ Sie hatten losgedrückt. Dort an dem Pfahl war das Ziel gewesen. Eben noch hatte ein Mann dort gestanden. Jetzt, was hing da angebunden, leblos, blutig, ein Kleiderfetzen? ein Gespenst? Die Sonne blickte blendend grell und unbarmherzig auf dies baumelnde Etwas hernieder, das vor einer halben Sekunde ein Mensch gewesen war, jung wie ich selbst, mit einem heißen Herzen voll Liebe.

Der Soldat, den sie soeben erschossen hatten — ich entsann mich jetzt, daß man mir in der Stadt von dem Fall geredet —, war ein braver Kerl. ‚Un sujeto muy respetable,‘ hatte meine Wirthin gesagt. Aber als er bei seiner Liebsten seinen Sergeanten gefunden hatte, erstach er ihn. Und nun litt er die Strafe. Und das Mädchen, das ihn geliebt, würde ihn vergessen. Und der Himmel, unter dem er geathmet hatte, lachte blaustrahlend. Und die Sonne schien und das Leben ging weiter. Nur seines war ausgelöscht und vorbei.

Ich habe in den langen Jahren seitdem so

manchen Menschen sterben gesehen. Doch wie an jenem sonnigen Morgen zu Trinidad, da ich, selber jung, den jungen Gesellen um seiner Liebe willen vom Leben zum Tode befördern sah, so hat es mich niemals wieder erschüttert. Der furchtbare Contrast zwischen der Größe dieser lachenden, in Wonne erstrahlenden Natur und der jammervollen Schwäche unseres armen Menschendaseins ließ mich nicht los. Das gewaltige Räthsel, das Sterben heißt und das ein Lebender nimmer ganz ausdenkt, ist mir nie wieder so hart erschienen, so unverständlich grauenhaft. Da ich tief gesenkten Hauptes von dannen ritt, war das Herz mir beschwert, daß die laue Weiche der Luft, der Sonnenschein, die Schönheit der weiten Landschaft mich schmerzten. An meine eigene Liebe zu denken, wäre mir wie ein Verbrechen erschienen. Während ich sonst, auch nach mehrjährigem Aufenthalt noch, an jedem Palmbaum Freude hatte, unter dessen hochwipfeliger Krone ich dahinritt, habe ich an diesem Morgen mich kaum umgeschaut.

So muß es denn auch gekommen sein, daß ich meinen Weg verfehlte. Ich fand mich plötzlich in einer Umgebung, die mir fremd schien. Es war voller Mittag. Die Sonne brannte sengend nieder auf meinen Strohhut. Und von der Hacienda, auf der meine Sklaven zu dieser Zeit mich erwarteten,

war nichts zu erblicken. Es ist mir nur dies eine Mal und nicht wieder geschehen, daß ich mich verirrt habe. Der Mittag ist gerade für die Gegend zwischen den Wendekreisen die schlechteste Stunde, um seine Richtung aufzufinden. Die Sonne steht senkrecht über uns, daß man fast keinen Schatten wirft. Der kleine Kompaß an meiner Uhr zeigte mir wohl, daß ich schon weit vom Wege ab sei, doch half er mir nicht, den rechten zu finden. Da ich gerade vor mir über eine der lichtgrünen, wellenförmigen Erhebungen der weitgedehnten fruchtbaren Ebene einen Reiter auftauchen sah, spornte ich erfreut mein Thier ihm entgegen. Aber im nächsten Augenblick hielt ich wieder an und blickte mich um nach allen Seiten, nach einer Deckung. Es war keine, auf Meilen kein Baum. Weit hinter mir erkannte ich von der Höhe aus jetzt die Besitzung Don Ramon's, die ich nicht erreicht, weil ich eine falsche Fährte eingeschlagen. Inzwischen näherte sich jener Fremde. Ein verdächtig helles Blitzen auf seinem Sattel war's, das mich schon von fern erschreckt. Was vor dem Reiter im Sonnenschein so aufleuchtete, konnte nur ein Trabuco sein. Es ist das eine altmodische Magazinflinte mit mehrfacher Ladung und weitem, kreisförmigem Mundstück. Eine solche schwerfällige Handfeuerwaffe führen, das wußte ich, im Inneren von Cuba nur los bandoleros.

Er kam also heran. Ich hielt, ihn erwartend. Der Gedanke an den armen jungen Soldaten vom frühen Morgen schoß mir durch den Kopf. Ich war nicht gesonnen, von meinem Leben kampflos zu lassen. Der Bandit rief mir ein ‚Halt!' zu, befragte mich kurz in geschäftsmäßig strengem Tone nach woher und wohin, nach Namen und Heimath. Es klang weit mehr nach einem Wächter unserer bürgerlichen Ordnung, als nach ihrem gefürchteten Störer. Zu guter Letzt wollte er sogar erkunden, was sich in der Stadt zugetragen.

Ich verstand ihn nicht. ‚Gestern?' fragte ich.

‚Nein, heute,' gab er leiser zur Antwort, ‚heute früh . . .'

Ah! jetzt begriff ich's. Ich erzählte ihm, was ich bei der Kaserne gesehen. Der Unbekannte mit dem Trabuco nagte die Lippe unter seinem schwarzen Schnurrbart. Ich sah, daß der Bericht ihn ergriff wie mich vorhin der Anblick. ‚Sie kannten ihn?' fragte ich.

‚Ja, mein Milchbruder. Wir konnten ihn retten. Er hat es nicht gewollt. — Lieber sterben, als Räuber werden! — so schickte er mich fort.'

‚Caballero,' sagte ich, ‚vergessen Sie dem armen Todten die Beleidigung. Sie können es großmüthig — denn Sie leben! Und wie herrlich es ist, zu athmen, und wie gräßlich, zu enden — vorhin

empfand ich's. Ich habe mich sonst nie für feige gehalten. Heute aber . . . ich wäre bereit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, einen recht großen, wenn Sie dagegen dies liebe Dasein mir etwas länger noch lassen wollten. Wenn aber nicht — so ganz leichten Kaufes sollen Sie meine Knochen nicht haben.'

‚Reiten Sie nur,' gab er mir verächtlich zur Antwort; ‚Sie bleiben mir sicher. Ich kenne Sie lange und Ihre Wege. Heute haben Sie von dem Todten mitleidig geredet. Ich will nichts von Ihnen.'

‚Schön Dank. Es wäre mir aber wünschenswerth, auch ferner noch einige Zeit meines Lebens sicher zu sein. Wenn Sie mich so gut kennen, wissen Sie auch, daß für mich und meine Leute auf der weltvergessenen Hacienda wie drinnen im wegelosen Urwald die Feindschaft der señores salteadores de caminos recht sehr gefährlich, ihr Schutz von einigem Werth sein würde. Also, Don Luiz, wenn ich irgend Ihnen nützen könnte . . .'

‚Woher wissen Sie meinen Namen?'

‚Wer sollte Luiz Brunetto nicht kennen!'

‚Freilich, man redet drunten von mir' — er drehte sichtlich geschmeichelt den Schnurrbart — ‚viel Tolles, aber auch manches Wahre. So zum Beispiel hat man Ihnen wohl schon erzählt, daß ich

jeden Dienst fürstlich lohne, Verrätherei aber ebenso fürstlich, das heißt mit sofortigem Tode, bestrafe. Sollten Sie also in Trinidad demnächst erzählen, daß Sie mich hier trafen . . .'

‚Caballero, auch ich bin ein Mann und halte mein Wort.'

‚So sei's denn. Wenn Sie mir etwas nützen wollen — ich nehme es an. Schaffen Sie mir fünfundzwanzig Pfund Mehl, fünfundzwanzig Pfund Reis, fünfundzwanzig Pfund Speck, Pulver, Schuhzeug, wollene Hemden. Es macht sich selten, daß einer von uns Zeit und . . . hm . . . Lust hat, in der Stadt derlei Kommissionen auszuführen.'

Ich notirte mir, während er sprach, was er wünschte, machte mein Taschenbuch zu, schob den Bleistift hinein und steckte es zu mir. ‚Soll besorgt werden. Haben Sie sonst noch Befehle?'

‚Keine. Ich danke.'

‚Und wohin habe ich die Waaren zu liefern?'

‚Wohin? Seien Sie morgen oder jedenfalls übermorgen um diese Zeit wieder auf diesem Wege. Reiten Sie immer gerade aus, etwa noch eine Stunde weiter. Es wird dort Jemand auf Sie warten, der Sie zu mir führt. Jetzt kehren Sie um, ich thue desgleichen; keiner schaut rückwärts. Also vamos. Con Dios, señor.'

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, warf

mein Thier herum und jagte mit verhängten Zügeln den Weg zurück, den ich hergekommen. Als ich zu der Stelle gelangte, an welcher ich vorher, ohne es zu bemerken, von meiner Straße abgewichen sein mußte, sah ich, daß eine ziemlich frische Hufspur auf dem weichen Grasboden mich irregeleitet hatte. War wohl Luiz Brunetto selber zur Nacht noch in Trinidad gewesen, seinen Bruder zur Flucht zu bereden?

Als ich spät die Hacienda erreichte, hatten sich meine Leute schon um mich beunruhigt. Diego, mein schwarzer Stellvertreter, führte einen Freudentanz auf, da er mich erblickte. Er hätte gefürchtet, ich wäre schon dem Luiz Brunetto in die Hände gefallen. Daß der Räuber ganz in der Nähe, dafür lägen viel Anzeichen vor. Und es wäre doch schade gewesen um mein hübsches junges Leben, weit mehr als um solch ein häßliches schwarzes. Der brave Diego wußte genau, daß ich ihm seine kleinen Sünden nicht übersah, weil er mir schmeichelte. Aber er konnte es einmal nicht lassen. Mit zärtlichem Grinsen streichelte er mir unaufhörlich die Schulter, indessen ich die Arbeit der Sklaven inspicirte. Wie gewöhnlich hatten sie während meiner Abwesenheit wenig gethan und viel getrunken.

Ich fand so viel zu schlichten und zu ordnen, daß ich an diesem Abend unmöglich wieder fort-

kommen konnte. Luiz Brunetto mußte sich einstweilen gedulden. Nächsten Tages ritt ich unter einem leicht gefundenen Vorwand in die Stadt, erstattete auf dem Comptoir Don Ramon kurzen Rapport, selbstverständlich ohne meines Abenteuers Erwähnung zu thun, und machte, als es dunkelte, bei verschiedenen Krämern und Händlern meine Einkäufe. Die ziemlich großen Quantitäten, die ich forderte, fielen Niemandem auf, wußte doch jeder, daß ich für die sämmtlichen Sklaven meines Herrn auf der Hacienda zu sorgen hatte. Und also wieder am nächsten Morgen trabte ich, da es kaum getagt, auf meiner guten Rosinante zur Stadt hinaus, bog zur Linken ab und sprengte über die grüne Ebene geradeaus.

Ich war jung, und es dünkte mich lustig, einmal im Leben für Räuber Botendienste zu thun. Ich fühlte mich stolz als heimlicher Beschützer meines Chefs und seiner Leute. Falls ich mir die gute Gesinnung Brunetto's erwarb, waren die Wege im Inneren der Insel, war ein jedes Geschäft um so viel sicherer. Dabei war's ein Morgen, so schön, so herrlich — nun, wie sie eben alle dort sind auf der glücklichen Insel. Es hatte kein Todesschreckgespenst mir beim Ausritt die Stimmung getrübt. Und die Sonne strahlte, und am Abend vorher hatte *sie* mir hinter ihrem Fächer gelächelt. Luiz Brunetto, was ist deine Macht gegen den Talisman

solcher Erinnerung! — Ich ritt dahin, froh wie ein König, und pfiff mein Leiblied, das von meinem Namensvetter Don Juan. — Da schnitt ein plötzliches ‚Halt!‘ mir den Weg ab. Ein Lasso sauste mir um den Kopf, fing meinem Pferde den keuchenden, sich bäumenden Hals ein. Links und rechts waren zwei Kerle herangesprungen, die mich packten. Ein dritter band mir sein Tuch um die Augen, nahm mir die Zügel fort und knüpfte mir einen Strick um die Hände. Ich protestirte sehr energisch: da ich freiwillig komme, dürfe man mich nicht als Gefangenen behandeln. Das half mir wenig. Mein Thier bekam die Peitsche zu fühlen, anders als ich sie ihm je gegeben. In langen Sätzen jagte es vorwärts. Zu beiden Seiten sprengten die Begleiter mit.

Anfangs sengte uns die Sonne. Dann konnte ich fühlen, daß wir in die Bergregion gelangten. Der feuchtdunstige Brodem, der dem Waldesboden in der heißen Zone entsteigt, gemischt aus süßen Blüthendüften und dem Leichendunste verwesender und faulender Pflanzen, schlug mir entgegen. Hängende Zweige, Ranken langschleppender Schlinggewächse peitschten die Seiten, fegten mir über mein Gesicht, daß sie mir den Hut fast vom Kopfe rissen. Ich kann nicht sagen, daß ich mich, gebunden wie ich war, besonders bequem auf dem Gaule fühlte.

Aber ich kann auch durchaus nicht sagen, daß mir irgend ängstlich zu Muthe war. Mein eingefleischter Jugendleichtsinn ließ mich am Ende selbst dies blinde Reiten ins Ungewisse durch mehr als drei Stunden erlebenswerth finden.

Ich weiß noch, daß es mir einen Stoß gab, und ich erschrak, als wir plötzlich hielten. Mein Genosse sprang vom Pferde und half mir hinab. Es waren Stimmen vieler Männer um mich her. Die meines Bekannten vom vorgestrigen Tage mit dem Trabuco tönte vor: ‚Endlich! ich hatte schon gedacht, Sie wollten uns im Stiche lassen und wortbrüchig werden, Señor Don Juan. Da Sie glücklich hier, seien Sie mir willkommen. Und nun herunter mit der Binde.‘

Da stand ich denn also, ich, Hans Roderich, meines Vaters guter Sohn, in der Mitte des Räuberlagers. Und vor mir der Baum, Swietenia Mahagoni L., ein Exemplar, wie ich noch keins gesehen hatte, mit dem dichtbelaubten, weitschattenden Wipfel wohl seine fünfundzwanzig Meter hoch. Die Herren Räuber, meine Wirthe, hatten in seinem kühlenden Schutze ein Feuer entzündet, kochten ihre nicht sehr appetitreizende Mahlzeit zu Füßen des alten Mahagoni. Und die Flamme umzog seine Rinde in Ringeln, in Kreisen. Wo sie ihn verkohlt hatte, sah ich die Zeichnung, welche inskünftig durch die

Politur auf dem Holze hervortreten würde. Ich erkannte die Pracht dieses Holzes, wußte, welch ein riesiger Werth in diesem Riesenbaume steckte. Gern wäre ich hinzugetreten, ihn nah zu betrachten. Luiz Brunetto hatte inzwischen die Waaren von meinem Pferd abladen lassen, gezählt und gewogen. Er kam zu mir mit Dank und Geld. Ich wies ihn ab.

‚Ich pflege nicht Handel zu treiben mit‘ — mit Gesindel euresgleichen, hätte ich bald gesagt — ‚mit ein paar Pfund Reis oder Mehl,‘ sagte ich klüglich.

‚Und wir lassen uns nichts schenken.‘

‚So nehmt's als Lösegeld, daß ihr mich freigebt.‘

‚Die Freiheit sicherte Ihnen mein Handschlag. Aber ich muß die gehabte Mühe auch lohnen. Wollen Sie kein Geld, Don Juan, so sagen Sie mir, was Sie wünschen, und es steht zu Ihrer Verfügung — a la disposicion de Usted.‘

Luiz Brunetto sprach die alltägliche Phrase, die jeder Spanier im Munde führt, mit einer entschiedenen Handbewegung, welche zu sagen schien: Nimm, oder stirb! — Dabei wies er mir zur Auswahl sein ganzes Gefolge und Lager an: verdächtig aussehende, struppige Männer, ein paar junge halbnackte Weiber, schwarze, magere Gäule, Sättel, Decken, einen großen Kessel und Kochgeräthe. Daß mich nach nichts und Niemandem davon besonders verlangte, brauche ich nicht zu sagen. Aber der Baum!

‚Geben Sie mir den da,‘ sprach ich.

Der Strauchdieb lachte: ‚Den? er gehört Ihnen so gut wie mir. Kommen Sie, ihn sich zu holen.‘

‚Mit nichten. So lange Sie hier lagern, dürfen meine Leute nicht her. Und auch wenn Sie fort sind, bleibt es gefährlich, so tief hinein ins Gebirge zu dringen. Zudem ist's zu weit ab von der Hacienda. Fällen Sie mir den Baum.‘

‚Ein Mann ein Wort. Sie fordern es, so soll's geschehen.‘

‚Nein, nein!‘ — Es hatte sich eins der Mädchen, ein braunes, schlangenhaft schlankes Kind von Indianergeblüt, herangeschlichen. ‚Don Luiz, nein, nicht Baum abhauen, nicht diesen Baum!‘

‚Weshalb? Was kümmert Dich der Waldbaum?‘

Sie lehnte sich an ihn wie eine Liane, ihre nackten, feinen Arme umstrickten ihn; sie preßte ihr schmales, schwarzes Köpfchen an seine Brust: ‚Thut's nicht,‘ bat sie flüsternd, ‚haut ihn nicht ab, ich flehe Euch an. Er bringt dem Unglück und bitteres Leid, der ruchlos ihn zu fällen wagt. Nur uns, wenn wir an ihn glauben, bedeutet er Glück.‘

Durch die zart gefiederten Blätter des Mahagoni stahl sich die Sonne, fiel in golden tanzenden Lichtern herab auf die Beiden. Die Flamme flackerte noch ein paar Mal am Stamm empor, zuckte auf und

verlöschte, von keinem geschürt. Die Weiber, welche dem Kochwerk vorgestanden hatten, waren alle herzugekommen. Neugierig umstanden sie das Paar, zischelten und flüsterten untereinander. Die Einen höhnten, Andere baten mit, laut und beschwörend. Luiz Brunetto schien zu schwanken. Er versuchte des Mädchens Angst zu beschwichtigen. Aber sie umklammerte ihn nur immer fester, bat und flehte in leidenschaftlicher Heftigkeit. Ich hatte absichtlich mich fern gehalten und wartete, wie sich die Sache wenden werde. Die Männer ergriffen Partei für und wider, fluchten und stritten. Und durch das wüste Gelärm klang schrill das Lachen einer großen Kreolin mit frechen Zügen: ‚Gebt euch keine Mühe, man weiß es ja doch, er muß thun, was sie will!‘

In demselben Moment hatte Luiz Brunetto mit einem Ruck das Mädchen von sich abgeschüttelt. Wie leb- und kraftlos glitt der schlanke junge Körper vor seinen Füßen zu Boden nieder. Er reckte seine nicht große Gestalt gebieterisch auf, seine Stimme übertönte alle anderen:

‚Sind wir Männer?‘ donnerte er. ‚Sind wir Männer, Caballeros, oder Memmen, die sich von alten Sagen der Indios und Kindergeschwätz einschüchtern lassen? Soll künftig der Aberglaube hier herrschen, wie? oder ich? Dieser Baum bedeutet dem Einen Glück, dem Anderen Unglück, sagt ihr.

Bis heute lag unser Glück in unserem Muth. Wer den uns lähmt, der bringt uns Verderben. Caballeros, ich habe in meinem wie in eurem Namen mein Wort gegeben. Helft mir es halten. Don Juan Rodrigo, was ich versprach, das wird geschehen. Der Baum gehört Ihnen. Und ist es im Grunde auch Sklavenarbeit, weißer Männer wenig würdig — wir fällen ihn. Kommen Sie heute in acht Tagen dieselbe Straße, die Sie schon kennen, Sie sollen ihn finden. Möge sein Fall Ihnen Glück bedeuten.'

So sprach Luiz Brunetto voll Würde. Und die Männer riefen Beifall. Die Weiber zogen sich murrend zurück. Jene Blasse war verschwunden. Als er nach ihr rief, wußte Niemand, wo sie war.

Mit ausgesuchter, ceremonieller Höflichkeit, wie nur ein Spanier den fremden Gast zu ehren weiß, unterhielt sich der Anführer vor dem Abschied noch mit mir. Dabei bemerkte ich aber wohl eine Unruhe, fast etwas wie Furcht, was seine Augen wieder und wieder suchend über alle Versammelten fortgleiten ließ, bis zu dem Baum und weiter noch, so tief der Blick in das grüne Dunkel des dichtverwachsenen Waldes eindringen konnte. Ich bat um Verzeihung, daß ich ihm durch meine Bitte Ungelegenheiten verursacht. Er schnitt mir das Wort ab. ‚Kränken Sie mich nicht so, Don Juan. Es ist meine Pflicht, Ihnen Ihren Dienst zu erwidern.

Pünktlich meine Pflicht zu erfüllen, habe ich mir immer zur Ehre gerechnet.' — Damit führte er mich zu meinem Pferde, hielt mir den Bügel, da ich aufsaß, lobte das Thier, den Sattel und das Zaumzeug. ‚Nur schade,' meinte er höflich lächelnd, ‚daß Sie einstweilen Ihr schönes Pferd nicht allein lenken dürfen.'

Indem er zurücktrat, sprengte einer der Leute dicht an mich heran. Und das Letzte, was ich sah, bevor mir das unausstehliche Tuch die Augen bedeckte, war aus dem Gezweig meines Baumes ein blasses Gesichtchen, das mit düster drohendem Ausdruck auf ihn und mich herniederschaute.

Mir war's einen Moment lang, als ob ich ihr noch etwas sagen, sie um etwas bitten müsse. Was, wußte ich selbst nicht. Vielleicht war's nicht für mich, nur für Jenen. Doch mein Begleiter trieb das Pferd an. ‚Adelante!' rief Luiz Brunetto. Wir ritten davon.

Und bald, im Reiten, verlor sich das beklemmende Unruhgefühl, mit dem ihr Anblick mich bedrückt. Was kann denn das Mädchen, was kann ihre Laune meinem Leben für Unheil bereiten? rief ich mir selbst zu. Adelante! vorwärts und gerade durch. Aus dem gefährlichen Abenteuer mit den Räubern wird ein gutes Geschäft für mein Haus. Alles wendet sich dem zum Vortheil, der Menschen und Dinge zu

nehmen versteht. Man muß nur wollen — ich richtete mich im Sattel straffer auf, so gut ich es konnte, da meine Arme noch immer festgebunden waren — und man muß die Rechte lieben, nicht eine arme Sklavenseele, die uns selber mit hinabzieht, sondern die Höchste, Schönste, Beste, ein Weib, zu dem der Mann aufblicken darf.

Da war ich denn wieder richtig angelangt bei dem Ausgangs- und dem Endpunkt all meines Sinnens.

Acht Tage später also, nachdem ich inzwischen für mein Vorhaben Alles auf das Beste geordnet, befahl ich früh Morgens Diego, mit sechs Sklaven, sechs Ochsen, einem schweren Karren und Proviant für etliche Tage mich von der Hacienda aus zu begleiten. Sie staunten, da es nicht, wie gewöhnlich, dem Walde zuging, sondern gerade in der entgegengesetzten Richtung in die Ebene hinaus. Sie folgten mir, anfänglich voll Neugier, dann klagend über die sengende Gluth der flachen Savannen, immer ungeduldiger werdend, zornig, zuletzt in offener Empörung. Der Ritt, zu dem ich allein etwa drei Stunden gebraucht, währte mit diesen meinen unbotmäßigen Truppen, die bald essen, bald rauchen wollten, von denen nun der und nun jener zurückblieb, den halben Tag. Endlich kam es zum völligen Stillstand. Es war nah an der Stelle, wo man

mich in der vorigen Woche überfallen, mir die Augen verbunden hatte. Diego als der Sprecher trat vor. Sie wollten nicht weiter. Auf die Hacienda gehörten sie hin, von der Hacienda aus gingen sie mit, wohin ich befehle — hier aber nicht. Wünschte der Herr sie los zu werden, könne er sie ja Alle verkaufen. Das stehe ihm frei. Nicht aber sie dem Verderben ausliefern und dem sicheren Untergang. Hier höre das bekannte Gebiet auf. Darüber hinaus sei wilde Bergregion, ein Schlupfwinkel für Räuber und böses Gesindel, Luiz Brunetto solle dort hausen. Dorthin gingen sie einmal nicht.

‚Glaubst Du etwa, Diego, in Deinem dicken Niggerkopfe, daß ich Dich und diese da an die Räuber ausliefern werde?‘

‚Weiß nicht, glaube gar nichts, will nur nicht weiter.‘

‚Glaubst Du, daß ich hier der Herr bin, an des Herrn Statt befehle, oder Du?‘

‚Weiß nicht, weiß nicht. Ich will nur nicht weiter.‘

‚Nun gut, Diego und ihr Anderen, hört mich an: ihr bleibt hier, wo ihr steht. Ich reite eine Stunde noch weiter und komme zurück. Finde ich das, was ich suche, und ist der Weg frei, so müßt ihr mit. Wenn nicht, so kehren wir Alle ruhig heim zur Hacienda. Und sollte ich in dieser Zeit

nicht wieder bei euch sein, geht ohne mich. Komme ich aber vor zwei Stunden und finde, daß einer von euch fehlt, einer entwischt ist, oder verlaufen, so büßt Du, Diego, mit Deinem Kopfe. Nun richte Dich danach.'

Damit sprengte ich davon. Ich war aber kaum halb so weit geritten, wie ich gedacht hatte, als ich quer vor dem Eingang des Waldes etwas liegen sah: den Baum. Ihn aus dem Dickicht heraus zu schaffen, hatte man andere auch schlagen müssen. Es ging wie ein breiter Durchhau hinein, tief in das geheime Herz der Waldung; eine gerade, erst in der Ferne sich allmählich verjüngende Straße. Da ich näher kam, sah ich im Gebüsch etwas sich regen. Die Blätter und Ranken schlugen zusammen; wellenförmig setzte die Bewegung sich fort, erst nah, dann ferner, allmählich schwindend, leise ersterbend wie Windesflüstern. Durch die vorgehaltenen Hände rief ich ein paar Dankesworte laut hinein in das Dunkel. Es kam zurück wie ein fernes Echo. Dann Alles still.

So wandte ich den Kopf des Pferdes und ritt dahin, wo ich die Leute gelassen hatte. Es fehlte keiner. Sie schrien, sie weinten wie die Kinder, als sie mich sahen. Diego küßte mir die Füße, die Knie, so weit er am Pferde hinaufreichen konnte. Doch als ich sagte, sie müßten nun vorwärts, bis dort an den Wald, dessen erste Vorläufer, ein paar

Cedern, man hier schon sah, da widersetzten sie sich aufs Neue. Es half kein Befehlen und kein Bitten. Nur mit Gewalt konnte ich hier meinen Willen erreichen. Und ich war Einer gegen Viele. Und ich durfte meinen Revolver nicht gebrauchen, meinem Chef sein lebendes Kapital nicht zu schmälern. Aber ich hatte von den Bandoleros gelernt, wie man es macht, einen Menschen den Weg zu führen, den man will. Als Diego mir mit seinen heftig in der Luft herumfuchtelnden Armen zu nahe kam, da packte ich ihn. Er war ein starkknochiger, schwerer Mann, fast so lang wie ich selbst. Ich warf ihm einen Strick um die Hände, schnürte sie ihm auf dem Rücken zusammen, riß ihn aufs Pferd und hielt ihn vor mir und jagte davon. Als wir bei dem Baumstamm angelangt waren, sprang ich herunter, lud ihn, der sich nicht mehr widersetzte, gleichfalls ab und band ihn mit Zügel und Lasso fest an den liegenden Stamm. Dann sprengte ich zurück.

‚Der Diego wartet. Wer jetzt nicht mitgeht, den bringe ich ihm nach, auf die gleiche Weise.‘

Sie folgten mir Alle, gefügig wie Kinder.

Aber es war mit dem Hin und Her und dem Parlamentiren Nacht geworden. Ich mußte vor Allem meine Herde von hungrigen Menschen, ermatteten Thieren speisen und zur Ruhe bringen. Mit dem gespannten Gewehr im Arm machte ich

die Runde um unser Lager. Als die halbe Zeit um war, kam der Diego, den ich längst losgebunden hatte, herangekrochen: ‚Mi amo, jetzt ich.‘ Da ich nicht gleich bereit war, ihm meinen Posten zu überlassen, bat er, winselnd wie ein geschlagenes Hündlein, ich sollte ihm verzeihen, ihm wieder gut sein. Wir hatten es sonst bei unseren Streifzügen in den Wald stets so gemacht, daß Jeder von uns die halbe Wacht hielt. Diesmal, gestehe ich's nur, erschien mir die Sache nicht so ganz ungefährlich. Die Räuber mußten ziemlich nah sein, wie mir jenes Huschen unter den Farren vorhin verrathen. Wenn sie meine Abwesenheit benutzt hätten, sich mit meinem angebundenen Gefährten zu bereden! Und wenn dieser nun seinerseits meinen Schlaf benutzen würde, sich und die Seinen frei zu machen — so wäre das vielleicht das Verderben, welches der Baum mir bringen sollte.

Ich war todtmüde, wie zerschlagen von dem Tag und dem Ritt, so gab ich Diego's Bitten nach. Jener unbehagliche Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich mich gerade in der Nähe meines Baumstammes in die Hängematte legen wollte. Es würde mir denn doch recht leid thun, hier einzuschlafen, um nicht wieder aufzuwachen, diesen schwer errungenen Mahagoniblock nicht zu verwerthen, meinem Chef nicht von dem Geschehniß zu berichten, alle Freunde

nicht wiederzusehen und auch sie... Der alte Diego schritt höchst gravitätisch mit meiner Flinte in seinem Arm die Runde ab. Ich fühlte nach den beiden Revolvern in meinen Brusttaschen. Was nützten sie aber, wenn ich schlief! Und ich würde schlafen, das wußte ich selbst, obwohl ich mir vornahm, all' meine Sinne wach zu erhalten. Es war eine rechte Tropennacht, so dunkel und so feierlich. Nur die unzähligen Leuchtkäfer funkelten, glitzerten, heller fast als droben die Sterne. Um mich schlummerten die Schwarzen. Aus dem Walde kam es manchmal wie ein wärmerer Athemzug, ein fernes Summen, Locken der Vögel. Es huschte mir etwas über die Hände, feucht und kalt, vielleicht eine Schlange. Mich fröstelte. Während ich noch glaubte zu wachen, gingen mir die Gedanken schon wirr in traumhaften Sprüngen. Ich sah den Diego mit der Flinte. Sein breites Maul verzog sich zum teuflisch rachsüchtigen Grinsen. Rack, rack, kam ein Ton. Er haute den Mahagoniblock in kleine Stücke und mir auch den Kopf ab. Nein, das nicht. Ich hatte geträumt. Der Kopf saß mir ja noch fest auf dem Halse. Der Ton klang viel leiser. Wie das Rascheln des Laubes, wie ein Flüstern. Jetzt erkannte ich's erst. Es war die Stimme der kleinen Mestize mit den drohenden Augen. Sie beschwor mir Unheil aufs Haupt, weil ich Schuld trug, daß ihr Liebster ihren Bitten widerstanden, daß ihre Macht gebrochen war. Nun umschlang sie mich,

warm und fest, und immer fester, mich zu ersticken. Schwer legte sich ihre Hand mir aufs Herz: ‚Es schlägt schon nicht mehr . . .‘

Aber es schlug. Ich fuhr in die Höhe. ‚Diego?‘ Da stand der Alte, grinsend, demüthig. ‚Wo ist das Mädchen,‘ rief ich, ‚wohin kam sie?‘

‚Was, Mädchen, was, Herr? War hier Niemand als nur ich. Ich brachte die Decke, zuzudecken. Ich gehe mir ist warm genug. Mi amo liegt so still, da wird's kalt.‘ Und er wickelte mich sorgsam, wie eine Wärterin ihr Kindchen, in seinen Mantel. ‚Nun ruhig liegen, ganz ruhig, Herr, Diego wacht.‘

Dann habe ich, ohne mehr zu träumen, bis an den Morgen fest geschlafen.

Wie der Baumstamm dann in der Frühe auf unser mitgebrachtes Fuhrwerk geladen wurde, wie Diego half, die Leute anspornen, wie wir die Ochsen, von denen zwei sich über Nacht von ihrer Befestigung losgerissen, wieder einfingen, vorspannten, antrieben und dann endlich die schwere Last in Bewegung brachten, das wäre zu lang, hier zu berichten. Unter dem goldenen Tropenhimmel wird Alles zum Bilde. Ich sehe ihn noch vor mir, den Zug, mit dem Riesenblock auf dem Karren von Ochsen gezogen, die schwarzen Kutscher und die Treiber in ihren weißen, losen Hemden, mit langen Farrenwedeln in den

Händen, den Thieren die Moskitos zu wehren; Diego mit seinem großen, mir unlängst gestohlenen Panamahute, an welchem ein Stück des zerrissenen Randes durch ein eigenes Grasgeflecht schlecht ersetzt war, und ich selbst, als Anführer zu Pferde, bald an der Spitze der Karawane, bald am Ende nach dem Rechten sehend. Aber unter dem Tropenhimmel wird auch Alles zur Arbeit, währt doppelt so lang wie in gemäßigteren Breiten. Wir haben fünf volle Tage gebraucht, um den Block vom Rande des Waldes bis zum Hafen zu befördern. Dazwischen gab es Unterbrechungen genug. Einer der Leute fiel vom Karren und brach das Bein; ein Anderer gerieth mit Diego in wüthenden Streit, daß sie Beide zum Messer griffen. Und die letzte Nacht, welche wir auf einem Felde außerhalb Trinidad verbrachten, benutzten drei Sklaven, um zu entwischen, sich drinnen in den Kneipen der Stadt zu vergnügen. Der Baumstamm verhielt sich bei all' dem passiv, wie es einem Stück Holz geziemt.

Als ich im Hafen Casilda angelangt war, ohne die eigentliche Stadt zu berühren, welche durch einen fast meilenbreiten Sandstreifen vom Meer geschieden wird, kam Don Ramon nach mir zu sehen. Ich hatte ihn durch Diego schon von meiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt. Seine erste Frage, da er den

Baum sah, war selbstverständlich: ‚Wo haben Sie den Riesen gefunden?‘

Ich gab eine ausweichende Antwort.

Er sah mich erstaunt an. ‚Hören Sie, mein lieber Rodrigo, Sie sind doch, obwohl ein so guter Geschäftsmann, immer noch ein echter Deutscher. Bringen Sie da Ihre Abenteuerlust selbst in den Holzhandel hinein, wo sie so wenig hingehört! Ich will nicht untersuchen, durch welche romantische Fügungen Sie den Baum erwarben, den, wie ich von Diego höre, unsere Leute nicht einmal zu schlagen brauchten. Sie werden noch Ihre Mühe haben, den ungewöhnlich langen Block gut zu verschiffen. Und dann, wenn er glücklich nach London gelangt ist, wer bürgt uns dafür, ob das Holz in der Politur sich auch schön zeigt?‘

‚Darauf kann ich schwören!‘

‚Gut, nehmen wir an, daß Sie recht behalten. Immerhin bleibt es, noch dazu jetzt, wo die Schiffahrt durch den Krieg so behindert ist, ein Risiko. Ich aber liebe mir das ruhige, solide Geschäft. Sie freilich sind jung. Doch für künftig rathe ich Ihnen, in gemäßigter Entfernung, gemäßigt, gewöhnliches Holz zu schlagen, das Sie ohne weitere Fährlichkeit den gewöhnlichen Weg herflößen können. Und nun, mein Lieber, suchen Sie den Spediteur auf und erkundigen Sie sich, ob ein Schiff hier ist oder in der

nächsten Zeit kommt, das Ihren Liebling mitnehmen kann. Ein gutes Schiff, wenn ich bitten darf, ein Engländer, der nicht gekapert wird. Sie bleiben wohl hier, bis Sie die Sache geregelt haben. Ich fahre nach Hause und schicke Ihnen den Wagen heraus, sobald Sie ihn brauchen. Noch eins. Wie wollen Sie denn den Block da nennen? Sie wissen, auf den Londoner Auktionen verlangt man einen wohlklingenden Namen. Unser letztes Staatsexemplar taufte ich: Perla de las Antillas. Was denken Sie nun: Trinidad? wie, oder wissen Sie etwas Besseres?'

Die Frage kam mir nicht ganz unerwartet. Seit ich den Stamm gesehen hatte, wußte ich auch, wie ich ihn nennen wollte. Dennoch fiel's mir jetzt schwer, es zu sagen. ‚Falls ich mir einen Vorschlag erlauben dürfte . . .' begann ich stockend. ‚Der Name thut viel. Wenn er recht schön ist . . . So zum Beispiel . . . Angelita . . .'

‚Angelita!' Mein Chef lachte hell auf. ‚So, also darauf läuft's hinaus? Ich sagte es ja, Sie treiben Holzhandel mit Romantik. Also der Block heißt Angelita, einverstanden. Und ich grüße seine Pathin, wenn ich nach Haus, nach Trinidad komme, und bestelle ihr, Sie kämen recht bald.'

Ja, bald! Wenn man in einem kleinen, sandigen, heißen Hafenorte sitzt, mit dem Auftrag, einen Holz-

block von so ungewöhnlicher Länge sicher zu verladen, und es ist kein Schiff da, dessen Raum solche Größe aufweist, und keins, das nur irgendwie sicher wäre! Da geht es so schnell nicht, wie man wohl möchte. Ich mußte einen Engländer haben, der direkt auf London fuhr, außer Schußbereich der Insurgenten wie der Nordstaaten. Und das einzige größere Schiff, welches zur Zeit nach Europa bestimmt war, war die Enterprise von New-York, die zweimal schon mit den Rebellen ins Gedränge gerathen, ihnen freilich wieder entwischt war, von der man aber viele recht gefährliche Streiche sich erzählte. Der Kapitän Roberts, ein alter Yankee, war berühmt ob seiner Waghalsigkeit. Roberto el diablo nannten sie ihn. Ich sehe ihn noch vor mir, mit dem wetterharten Gesicht, wie unter den buschigen weißen Brauen seine dunklen Augen sprühten. Er lachte mich aus, daß, obwohl immer kein passendes Schiff kam, ich ihm meinen langen Holzblock nicht mitgeben wollte. Er selber lag hier friedlich vor Anker, eine Partie Tabak und Zucker einzunehmen, deren Ankunft aus dem Inneren der Insel sich verzögerte. Und er schimpfte auf das Warten:

‚'s ist eine Erfindung des hochverehrlichen Höllenfürsten, der braven Kerlen wie Ihr, Don Juan, und wie ich, sein lieber Sohn Robert, hier schon auf Erden einen kleinen Vorgeschmack bereiten will von dem, was

drunten bei ihm ihrer harrt. Dazu ist dies weltvergessene Hafennest noch durch den Sand von der Stadt geschieden, daß man, um hinüber zu kommen, sich Füße und Stiefel verbrennen muß. Freilich, wer weiß auch, ob es der Mühe lohnen würde. Viel Schöneres als hier wird dort schwerlich zu finden sein.'

‚Oho,' sagte ich.

‚Wie, was, Don Juan? Was meinen Sie? Heraus damit. Was ist drüben zu sehen?'

‚Das Schönste, was es gibt in der Welt.'

‚Und Sie sitzen hier geduldig mit mir und lassen sich ruhig von meinen Abenteuern erzählen, wenn zwei Stunden weiter . . . O, diese Jugend!'

‚Kapitän,' sagte ich — ich fühlte, wie roth ich geworden war — ‚was denken Sie denn nur, daß ich . . . Ich kenne sie wenig. Sie ist eine Dame, eine Verwandte meines Chefs, Don Ramon Sepulveda, und lebt bei ihm mit ihrer Mutter.'

‚So, ein Fräulein also. Wie alt?'

‚Ich weiß es nicht.'

‚Groß und schlank? Von dem feurig dunklen oder von dem zart duftigen Schlag?'

‚Ich — ich weiß nicht.'

‚Wie, Mensch, Sie wissen nicht, ob sie groß ist oder klein, ob blond oder schwarz?'

‚Nein, leider nein. Wenn ich in ihrer Nähe bin, besitze ich nie die Zeit, noch die Ruhe, sie zu studiren.'

‚Bah,‘ der Alte lachte verächtlich, ‚so ein deutscher Hans, so ein Träumer! Dann wird sie wohl häßlich sein.‘

‚Sehen Sie sie!‘

‚Da sprüht ja das Feuer aus Ihren Augen. Wahrhaftig, Don Juan, die muß ich sehen. Was gilt die Wette, es ist so weit gar nicht her mit der Schönheit. Oder ich will, ich Roberto el Diablo, das nächste Mal so ruhig und still nach London segeln, daß — nun, daß Sie selbst Ihren geliebten Mahagoni La Angelita mir gefahrlos vertrauen könnten.‘

‚Darauf möchte ich es doch nicht wagen.‘

‚Wenn ich es verspreche! Haben Sie schon einmal gehört, daß Kapitän Roberts sein Wort nicht gehalten? Glauben Sie, ich verstünde nicht ebenso geschickt die Kreuzerschiffe von fern zu umgehen, wie ihnen in den Rachen zu laufen und doch unversehrt zu entwischen? Fragen Sie Johnnie, den Steuermann. Uebrigens, Sie zögern wohl nur, weil Sie doch sich bewußt sind, übertrieben zu haben, und sich nicht getrauen, das Mädchen meinen Kennerblicken zu unterwerfen.‘

Wahrlich, der Alte muß von den Verführungskünsten des Teufels etwas besessen haben. Wie er auf mich einredete, meinen Ehrgeiz zu stacheln verstand, meine Wahrheitsliebe in Zweifel zog, es hätte

wohl auch ein Aelterer, Besonnenerer sich ihm ergeben. Dazu kam, daß, wenn ich noch länger hier sitzen blieb, ich dann direct auf die Hacienda zurückkehren mußte, nicht Zeit haben würde, mich in Trinidad umzusehen. Und eines Tages, nachdem die einzige mögliche Chance, daß ein anderes englisches und an Größe passendes Fahrzeug in Casilda einlaufen würde, vorüber war, da entschloß ich mich, den Stamm mit der Enterprise zu verladen.

‚Auf Ihr Wort, Kapitän, daß Sie die Gefahr meiden wollen!‘

‚Wenn Sie Ihre Bedingung erfüllen, mir das schönste Mädchen zu zeigen,‘ gab Roberts zur Antwort, ‚dann erfülle ich auch die meine.‘

So fuhren wir nächsten Tages mitsammen zur Stadt hinüber. Ich weiß noch so genau, wie ich nach einem kurzen Aufenthalt auf dem Comptoir bei Don Ramon meinen alten Kapitän abholte, ihn den Damen vorzustellen. Von der Höhe seiner Erfahrung lächelte er hinab auf meine jugendlich zitternde Erregung. Die Schwarze schloß auf. In dem mattenbedeckten Gange wehte uns lindernde Kühlung entgegen. Im Patio plätscherte der Brunnen in der Mitte. Die Hängematte schaukelte langsam hin und her, ein blaues Wölkchen darüber verrieth, daß Donna Ana, ihre Mutter, dort wie gewöhn-

lich der Ruhe pflege. Sonst regte sich nichts hier. — Und dann kam sie selbst.

‚Bei Gott und beim Teufel, meinem Ahnherrn,‘ sagte Roberts und trat wie erschrocken einen Schritt vor ihr zurück, ‚Sie haben recht, Don Juan Rodrigo. Und Ihr Block wird verschifft.‘

Sie stand und sah von Einem zum Anderen: ‚Don Juan, was für einen wunderlichen Besuch bringen Sie mir denn da?‘

‚Einen,‘ sagte der alte Seemann, ‚den Sie stolz sein dürfen zu empfangen. Ich komme, weil dieser Junge hier mir von Ihrer Schönheit gesagt hat. Und ich gehe, weil ich gesehen, daß er wahr sprach, daß es vom Nordpol bis zum Südpol, soweit ich Städte und Menschen kenne, kein zweites so liebliches Gesicht gibt. Sie können sich rühmen, Señorita, erreicht zu haben, was bisher noch kein Mann und kein Weib auch vermochte: Kapitän Robert der Teufel gelobt, auf der Fahrt, die er morgen antritt, zum ersten Mal in seinem Leben — wohl auch zum letzten! — eine jede Gefahr zu meiden, so ernstlich, wie er sonst sie suchte. Und dafür begehrt er keinen Dank weiter als nur‘ — er bückte sich, rasch wie ein Jüngling, und faßte den Saum ihres lichten Kleides und küßte ihn — ‚als nur diesen einen.‘

‚Er ist ein echter Caballero,‘ sagte Angelita, da

er gegangen, ‚er versteht es, so weiß sein Haar ist, einer Dame etwas Angenehmes zu sagen. Viel besser als . . . als Mancher viel Jüngere.‘

Ich hätte mein Leben darum gegeben, ihr es zeigen zu können wie der Alte, was ich für sie fühlte. Aber als sie mir zum Abschied ihre Hand hinhielt, da habe ich es doch kaum gewagt, sie ihr zu drücken, geschweige, denn sie an die Lippen zu ziehen. Ich war eben sehr jung. Und sie war von jener holdseligen Würde, die man anbetet, doch nicht entweiht.

Wenn der Block glücklich in London ist, sagte ich mir, und wenn er dort, so trefflich befunden, wie ich ihn schätze, für einen hohen Preis versteigert, meinem Principal viel Geld einbringt; wenn ich dann bei Don Ramon an Ansehen steige, er mein Salär, meine Stellung erhöht; wenn ich am Ende nicht mehr Commis bin, sondern Theilhaber des guten Geschäftes und gleichgestellt, dann . . . Ja, was denn dann? Es klar zu denken, reichte mein Verstand nicht hin.

Nachdem ich vom alten Robert Abschied genommen, wobei er mir nochmals sein festes Versprechen, eine jede Gefahr zu fliehen, mit seinem Wort und Handschlag wiederholte, habe ich doch nur kurze Zeit in Trinidad bleiben können. Eines schönen Morgens ließ Don Ramon mich zu sich berufen. Dies-

mal hieß es nicht, wie sonst gewöhnlich: Freund Rodrigo, Sie reiten wohl morgen hinaus auf die Hacienda. Es galt einen schwierigeren Auftrag. Zur Zeit wüthete, wie ich schon erwähnt, der große amerikanische Krieg. Die Südstaaten befanden sich gerade im Vortheil, im Norden herrschte schlechteste Stimmung. Unser Korrespondent zu New-York stand vor dem Bankrott. Und ich sollte hingehen, Gelder eintreiben, sondiren, horchen. Ein Amt, das so wenig für mich taugte wie nur eins auf der Welt. Denn ich bin zwar Kaufmann mit ganzer Seele, aber schlau meinen Vortheil verfolgen, einem Anderen, Aermeren seinen Pfennig mit List entlocken, das verstehe ich nicht. Und das Spioniren ist nicht meine Sache. Ich sagte es Don Ramon, er thäte viel besser, einen Anderen zu schicken. Doch er wollte just mich.

Und auf dem Schiffe, in stiller Kabine meinen Auftrag überdenkend, kam mir der Verdacht: Sollte es mit Absicht geschehen, daß er mich immer gerade dann von Trinidad fortschickt, wenn ich am liebsten bleiben möchte? Wie's um mich stand, das konnte er leicht sehen. Aber sollte das ihn stören? Alle liebten sie, die sie kannten, Alle. Sie gab Keinem viel Hoffnung. Oder sollte er, Don Ramon, ihr Oheim, vermuthen, daß sie für mich etwas freundlicher lächele als für die Anderen? daß ihr Lob

meines reinen Spanisch wohlwollender klinge, daß sie — als ob das möglich wäre! Der Gedanke machte mich schwindeln. Die traumhafte Vorstellung tanzte mir lockend vor den Sinnen. Und weshalb sollte er das befürchten? Es wäre zu schön, zu unfäglich, unfaßbar. Unfaßbar für mich, der ich all' meine Mängel begriff, meine Nichtigkeit, meine Jugend, vor ihrer hoheitsvollen Erscheinung. Don Ramon freilich kannte auch die Meinen zu Hause, ihre Stellung und . . .

Die Meinen zu Hause! Sie waren der Grund. Um ihretwillen schickte er mich fort. Sie hatten ihm den Auftrag ertheilt, mich zu überwachen. Meiner Mutter — ich höre sie noch, wie sie einst zu uns Brüdern sagte, da wir halbe Knaben waren: Bringt mir nur nie solch ein ausländisches Frauenzimmer als Schwiegertochter hier ins Haus! — meiner Mutter galt, was fremd war, für minderwerthig. Wenn sie Angelita sähe, müßte sie zwar diese Meinung wohl ändern. Ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit konnte ja kein Mensch widerstehen. Doch ob sie selbst sich dort wohl fühlen würde? — Ich sah mein Mütterlein bei der Lampe, im einfachen Hauskleid, fleißig nähend. Der Vater las ihr, wie jeden Abend, aus einem der deutschen Klassiker vor. Und sie daneben, Angelita — sie würde nicht viel davon verstehen. Sie würde sich

fremd fühlen, ausgeschlossen. Andere Sprache, andere Religion, andere Bildung, Alles schied sie von Jenen. Das südlich vornehmere Wesen, die hellen Kleider, ihre strahlende Schönheit selbst würde man ihr zum Vorwurf machen. Man würde streben, sie zu ändern, gewaltsam sie in unsere Sitten einzwängen wollen. Sie aber würde sich heftig wehren, ihre Eigenart aufzugeben. Ich hatte es mehr als einmal gesehen, in befreundeten Häusern, wie solch ein Glück zur Qual ausschlug. Mein Bruder hatte dazumal meiner Mutter die Hand darauf gegeben: Sei ruhig, wir bringen Dir nie eine Fremde als Tochter, die Du nicht gern aufnehmen würdest, die hier nicht ins Haus paßt, noch in unser Leben. So sprach er zur Antwort. Ich aber, ihr Liebling . . .

Nie hatte ich bisher während einer Abwesenheit mich so nach Angelita gesehnt wie auf dieser Reise in den Norden, niemals mich so bitter gequält, weil ich weder ihre Züge noch ihre Farben, noch ihre Stimme mir zurückzurufen wußte. Dazu war's mitten im kalten Winter, dem ich entwöhnt; meine Geschäfte gingen schlecht, die Menschen begegneten mir, als muthmaßlichem Gesinnungsgenossen der Sklavenhalter, mit verletzendem Mißtrauen. Und von Trinidad hörte ich wenig, von meinem Mahagoniblock, der, wie ich annahm, längst nach London gelangt sein mußte, nichts. Ein Un-

behagen hielt mich gepackt, ein zehrendes Heimweh, desgleichen ich nie im Leben verspürt. Nur einen Fuß auf mein geliebtes Tropeneiland wieder zu setzen, nur die dufterfüllte Luft dort einzuathmen, und ich meinte, alle Sorgen, alle Zweifel müßten für immer von mir fallen.

Die Erledigung meines Auftrages suchte ich indessen, so sehr ich nur konnte, zu beeilen. Um nur ein Wort mit einem unserer Agenten zu reden, bin ich einmal fast drei Stunden in den Quais von Brooklyn umhergelaufen. Es stürmte und schneite, und der Gesuchte war nirgend findbar. Aber ich dachte, treffe ich ihn heute, wer weiß, dann kann ich vielleicht morgen reisen. So begab ich mich zu einer Werft, wo, wie man mir sagte, eine große Partie Tabak von einem gekaperten Schiffe verkauft ward. Die Menschen gingen gerade fort, die Versteigerung schien zu Ende. Unter den Letzten sah ich den Gesuchten. Ich trat auf ihn zu: ‚Ah, endlich, ich wollte . . .‘

In demselben Augenblicke vernahm ich den Auktionator, wie er in seinem heiseren Singsang ausrief: ‚Ein Block Mahagoni, ein Block Mahagoni, trägt den Namen Angelita, von der Enterprise, Kapitän Roberts!‘

Wie ich mich durchdrängte, meinen Mann mitzog, den verdutzten Verkäufer anrief, den einzigen

Käufer mit Stentorstimme überbot, ich wußte es selbst kaum. Der Block, mein Block, mit ihrem Namen, hier in New-York, wo man nichts von Mahagoni verstand, für ein paar lumpige Dollars verschleudert, an einen kleinen deutschen Tischler! Ich meinte, solche Niederlage nicht zu überleben. Dazu erhöhte meine Wuth nur, wie natürlich, die Kauflust des Braven. Unsere beiden bietenden Stimmen kreuzten sich in immer lauteren Rufen. Bis endlich der gute Sachse erklärte: ‚Nein, ich muß sehr bitten, das wird mir zu viel. Wenn's noch höher geht, ist das Holz nichts für uns hier, ist für einen englischen Lord oder Prinzen.'

Ich meinte das gleichfalls.

So habe ich denn, trotz Angst und Gefahr, dem Haus Sepulveda den Block Angelita wiedererobert. Erst als ich ihn unter dem Dach eines Schuppens recognoscirt, betastet, ob ihm nichts geschehen, und mit dem Agenten vereinbart hatte, daß er ihn direct per Dampfer nach London spediren solle, konnte ich so weit mich sammeln, nach dem Grunde zu fragen, der die Ladung der Enterprise hierher verschlagen. Wo war Kapitän Roberts und was war geschehen?

Ich erfuhr's nur zu bald. El diablo hatte Wort gehalten, Gefahren zu meiden. Aber es war ihm schlecht bekommen. Seine erste, vorsichtig unternommene Reise blieb, wie er vorausgesagt, seine

letzte. Der Block hatte Fürchterliches gesehen. Nachdem das Schiff schon fast außer Bereich der Rebellen war, wurde es, auf der Höhe der Bahamas, von einem südstaatlichen Kreuzer genommen, die Mannschaft überwältigt, in Eisen gelegt. Nur der tapfere alte Kapitän ließ sich weder knebeln noch fesseln. Er setzte sich mit allen Kräften wüthend zur Wehr. Und er büßte seinen Muth mit dem Leben. Darob erzürnte sich die Mannschaft, sprengte die Ketten, rächte ihres Führers Tod, ertränkte, mordete ihrerseits in finsterer Nacht die feindliche Besatzung. Und Steuermann Johnnie, des armen Roberts langjähriger, vielgetreuer Genosse, übernahm das Kommando, brachte das eroberte Schiff mitsammt seiner Ladung als gute Prise nach New-York. So war mein Block zur Kriegsbeute geworden.

Ich reiste nicht ab, bis ich ihn in einem englischen Steamer sah und den Steamer unter Dampf und das Wetter klar und die Fahrtrichtung sicher. Meinem guten Freunde Roberto el Diablo habe ich, so gern ich ihn gehabt, kaum eine Thräne nachgeweint. Denn es dünkte mich gar so arg nicht, für Angelita das Leben zu lassen. Ihr aber, als ich endlich, endlich heimkehrend nach Trinidad, ihr davon berichten mußte, ging es näher. Ich sah sie um den Alten erbleichen, die Hände falten, zittern, weinen, daß mir es ins Herz schnitt.

‚O,‘ sagte sie leise, ‚ich will für ihn beten. Ist mir's doch, als hätte ich selbst, als hätte mein Name ihn getödtet. Wie durften Sie den Block nach mir nennen, der einem so edlen alten Manne seinen Untergang bringen sollte!‘

Zwei Tage später — ich hatte sie das eine Mal nur und flüchtig gesehen — erklärte mir Diego auf der Hacienda, wohin ich sofort wieder reiten gemußt, er würde jetzt sich nicht mehr sträuben, in fremde Gegenden mit mir zu ziehen: ‚Du darfst uns führen, wohin Du willst, Herr, in den Wald, in die Berge. Und wenn wir auch Bandoleros treffen, sie schrecken mich nicht. Denn der Schlimmste ist gefallen, Luiz Brunetto.‘

Ob ihn die Guardia civil gefunden, gefangen hätte? fragte ich erschrocken.

‚Den! nimmermehr. Der ließ sich nicht fangen. Seine eigene Geliebte hat ihn erstochen. Wie man sagt, um sich zu rächen, weil er ihr eine Bitte verweigert.‘

Mich packte ein Grauen, als ich das hörte. Hat der Räuber, ebenso wie Kapitän Roberts, um meinen Mahagonistamm das Leben lassen müssen? Wen würde nun noch der Fluch des Baumes treffen? Ich bin sonst nicht gläubig, geschweige denn abergläubisch gewesen. Mein Arm und mein Wille, das waren die einzigen zwei Gewalten, auf die ich vertraute.

Aber es mag wohl in jener Südluft irgend ein schwächender Einfluß liegen. Oder waren es die Reden des alten Negers, Angelita's vorwurfsvolle Mienen, die mein Denken in die falsche Richtung getrieben? Immer wieder sah ich die kleine Mestize vor mir, mit dem bleichgelben Blumengesichtchen und den drohenden Augen, hörte ihre beschwörende Stimme: ‚Rühr' nicht an den Baum, rühr' nicht an den Baum, er bringt Dir Weh!' Und das Herz war mir schwer, wie ein kommendes Leid lag es mir drückend auf der Brust. Hätte man in jenen Wochen mir verkündet, das Schiff mit dem Mahagonistamm sei untergegangen, das Holz verloren, ich glaube fast, es wäre mir eine Beruhigung gewesen.

Nachdem ich etwa einen Monat auf der Hacienda mich aufgehalten, langte ich mit meinen Leuten (wir hatten eine große Ladung Bauholz in den Hafen zu flößen) gerade an dem Tage in Casilda an, an welchem die englische Post eintraf. Don Ramon's Wagen hielt schon vor unserem Lagerschuppen. Er selbst und der zweite Commis, ein Spanier, die von Trinidad herausgefahren, waren in dem kleinen Bretterverschlage, der uns hier zum Comptoir dienen mußte, eben beschäftigt, die Briefe zu ordnen.

‚Für den Chef,' murmelte der junge Mann beim Sortiren, ‚Privatsachen, die wohl nicht Eile haben.

Auch für Sie, Don Juan, hier, noch einer, und hier . . . Da ist endlich ein Schreiben von dem Holzagenten in London, das geht Sie auch an.'

Don Ramon sah schnell auf von seiner Lektüre: ‚Also, was ist es?'

Ich hatte mit vor Ungeduld zitternden Händen das Blatt erbrochen.

‚Nun, Sie sind ja ganz blaß geworden. Gibt's schon wieder ein Unglück? Der verdammte Block kommt wohl niemals zur Ruhe. Heraus, Rodrigo, was ist geschehen!'

‚Der Mahagoniblock La Angelita ist in London versteigert worden für . . . für fünfzehnhundert Pfund Sterling.'

Ich glaube, Don Ramon, mein Chef, wäre mir gern um den Hals gefallen. Gegen einen ersten Einkaufspreis von etwa ein Pfund an Mehl, Reis und Speck solch ein nettes rundes Sümmchen, nach heutigem Gelde etwa 30000 Mark verdienen, ist kein schlechtes Geschäft. Außerdem erwuchs unserem Hause noch Ruhm aus der Sache. Denn die Wood-Gazette, ein geachtetes Fachblatt, das unserer schönsten Holzsendungen bisher ein paar Mal nur ganz flüchtig Erwähnung gethan, brachte über den Block Angelita, dessen Maserung und Güte eine eingehende Beschreibung von 9, sage von neun ganzen Seiten Text.

Viel früher denn sonst jemals am Posttag fuhren wir zurück zur Stadt. Nur der Commis blieb noch im Hafen, bis gegen Abend, wo das Schiff wieder abgehen sollte. Meine eigenen Briefe zu lesen, war ich viel zu erregt. Die Fahrt nach Trinidad durch den Sand benutzte ich, um Don Ramon endlich zu beichten, wie und von wem ich den Mahagonibaum erworben. Und mein väterlicher Freund klopfte mir auf die Schulter:

‚Ich dachte mir so etwas. Daß es nicht ganz alltäglich hergegangen damit, das konnte ich wohl sehen. Und daß Sie, Don Juan Rodrigo, weder das ganz Alltägliche noch die breite, bequeme Heerstraße lieben, wußte ich auch. Nun, es stimmt, was dort im Walde des Räubers Liebchen vorher gesagt hat. Dem, der ihn fällte, bringt der Mahagonibaum Unheil; aber Glück dem, der an ihn glaubt. Und so fest, so treu, wie Sie, Don Juan, an den Werth dieses Holzes glaubten, vertraute ihm wohl kaum vor Zeiten selbst einer der eingeborenen Indios, von denen diese Legende herstammt. Lieber Freund, was mich betrifft, ich hätte trotz Ihrer Jugend schon lange, wenn ich nur gedurft, Ihr Glück lieber gefördert, als es zu stören. Jetzt haben Sie mir einen so großen Dienst erwiesen, daß mich bedünkt, ich müßte erst Ihnen mich dankbar zeigen, ehe ich dem folge, was Andere wünschen. Heute Abend ist

Tertullia, Sie stellen sich doch sicher ein? Man wird Sie, denke ich, nicht schlecht empfangen bei mir zu Hause.'

Und so kam der Abend.

Die Schwarze öffnete wie immer. Es dufteten die Oleander und die weißen Orangenblüthen. Zwischen dem Blattwerk schimmerten die Lampen röthlich. Der kleine Springbrunnen plätscherte leise, mit silbernem Ton, wie die Tropfen niederfielen. Und da ich eintrat, viel früher als alle Anderen, lehnte sie an dem runden Steinbecken und fütterte die Goldfischchen im Wasser mit weißen Brotkrumen. Sie nickte, da sie mich kommen sah, ohne mir die Hand zu reichen, welche langsam die letzten Brosamen verstreute. Ich hatte mir so fest vorgenommen, sie heute anzuschauen, voll und lang, um endlich ihres Mundes Schnitt, ihrer Augen Farbe zu wissen. Sie aber ließ mich ihr Antlitz nicht schauen. Nur daß sie lächelte, bemerkte ich von der Seite, während die Fische nach ihren feinen Fingern schnappten. Wir schwiegen eine ganze Weile, bis sie urplötzlich sich zu mir kehrte: ‚Nun, was haben Sie mir sonst noch zu sagen, Señor Don Juan?'

Ihre Augen blitzten mich an, daß mir armem, jungem Fische vor dem zauberhaften Schimmer der Athem verging und aller Muth. Ich schaute zu ihr auf, verwirrt, beseligt, wortlos. Doch Form

und Farbe ihrer Augen habe ich auch dieses Mal nicht ergründet.

Sie hatte sich gesetzt und winkte, mir einen Stuhl gegenüber zu nehmen. ‚Erzählen Sie,‘ begann sie wieder, ‚ich erfuhr schon etwas von Don Ramon, aber ich muß es noch einmal hören, von Ihnen selbst, was für Abenteuer und Fährlichkeiten Sie überstanden, um den Baumstamm zu erlangen.‘ Dabei stützte sie ihre Wange in die Hand und sah erwartungsvoll zu mir auf. ‚Und dann?‘ fragte sie, als ich schließen wollte, ‚was geschah dann, was thaten Sie weiter?‘ So mußte ich Alles genaustens berichten. Und da ich fertig war, nickte sie wieder: ‚Sie sind ein tapferer Held, Don Juan. Thun Sie nicht, als wäre das Alles so leicht gewesen. Andere an Ihrer Stelle hätten wohl vor Luiz Brunetto die Flucht ergriffen. Ich ganz gewiß. Denn ich zittere noch vor dem Räuber, wenn Sie seinen Namen nur nennen. Aber die gelbe, blasse Mestize, die hasse ich. Die kleine Schlange, sie sann Ihnen Böses. Sie sollen nicht mit ihr Mitleid haben, Don Juan, ich verbiete es Ihnen. Und ich mag nichts mehr von ihr hören. Sprechen wir lieber von dem Baum, meinem Baum! Don Ramon sagt, er könne Ihre Zukunft begründen. Sie hielten vorhin ein Blatt in den Händen. Ist darin von dem Stamm die Rede? und von Ihnen auch?‘

‚Es ist nur die Beschreibung des Holzes und der Auktion,‘ begann ich, ‚meine Zukunft . . .‘

‚Erst lesen Sie mir, was da in der Zeitung steht. Ich will es hören, jedes Wort. Dann dürfen Sie auch von Anderem reden,‘ gab sie zur Antwort.

Ich mußte gehorchen.

Ein Auktionsbericht war's, eine Holzbeschreibung, weiter nichts. Im Lesen übertrug ich gewissenhaft Satz für Satz ins Spanische. Nur daß meine Gedanken nicht so ganz bei der Sache waren. Nur daß die gesprochenen spanischen Worte weicher klangen, volltönender, wärmer als die englischen gedruckten. Ob sie an meiner Stimme es hörte, wie mir zu Muth war, was ich dachte und was ich nicht auszusprechen wagte? Die Lampe auf dem kleinen Tischchen trennte uns Beide. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Und so gelangte ich zum Schluß des Artikels, las, wie der Auktionator ausrief: Gewiß, gewiß, die schwarzen Augen der jungen cubanischen Señorita, deren Namen dieser Block trägt, sie müssen noch schöner sein, noch sehr viel schöner als die Augen hier in dem Holze . . . Da stand sie auf einmal neben mir. Ich unterbrach mich, ich wollte ihr das Zeitungsblatt zeigen, die gedruckten Worte. Sie aber senkte ihren Blick in den meinen, tief und lang, ohne zu reden. Und ehe ich wußte, wie mir geschah,

fühlte ich ihre Lippen, ihre kühlen, süßen Lippen auf meiner Stirn. Das Glück war da, das mir der Baumstamm bringen gesollt.

Und dann sind die Gäste gekommen zur Tertullia. Und dann bin ich heimgegangen, schwankend, wie trunken, durch die laue, duftige Nachtluft. Und dann habe ich mich, ohne das Licht dabei anzuzünden, ausgekleidet, aufs Bett gestreckt. Das Fenster stand offen, die Kühlung strömte wohlig herein, die Dunkelheit umgab mich wie schützend, bewahrte mir das Angedenken ihres Lächelns, ihrer Nähe. Ich glaubte wieder sie zu sehen, wie sie sich leise über mich neigte. Ich glaubte noch den Kuß zu spüren auf meiner Stirn, der mich geweiht, geheiligt hatte für alle Zeit. Angelita! sagte ich zu hundert Malen hinaus in die Nacht. Angelita! Nichts weiter. Der eine Name barg mir Alles. Angelita! Wenn ich heute, jener Stunden gedenkend, den Namen ausspreche, fühle ich deutlich wieder, wie damals, ihren Kuß meine Stirn berühren, koste ich ihn wieder, den gleichen Rausch, durchströmt es mich neu und überwältigend, allbesiegend, das unendliche Glücksgefühl. Mit ihrem Namen auf den Lippen bin ich entschlummert, fuhr ich erwachend erschreckt in die Höhe: ‚Was ist geschehen?'

Vor mir stand Don Ramon, mein Chef, blaß in der fahlen Morgenbeleuchtung.

‚Mein lieber Rodrigo, ich hielt es für Pflicht, so schwer es mir wird. Es ist soeben eine Depesche angekommen, aus Casilda.‘

‚Eine Depesche, aus dem Hafen? So handelt sich's nicht um Angelita? Nun, dann schadet's nicht viel.‘ — Und schlaftrunken, wie ich war, wollte ich mich wieder legen.

Doch er hielt mich beim Arm. ‚Was fällt Ihnen ein. So hören Sie mich doch an, Rodrigo. Der Commis telegraphirt mir soeben, daß der englische Dampfer, weil ihm eine Kette gerissen, zur Nacht noch nicht fort sei, zu Mittag mit der Fluth erst gehen werde. Also können Sie ihn jetzt noch erreichen, falls es Sie treibt, gleich heute direct, anstatt mit dem Postschiff von der Havana, in drei Tagen erst heimzureisen. Ich darf Sie nicht hindern.‘

‚Heimreisen? Don Ramon, ich verstehe Sie nicht. Weder heut noch in dreien Tagen, noch überhaupt. Weshalb sollte ich fort von hier gehen! Und gerade jetzt . . .‘

‚Ja, haben Sie denn den Brief Ihres Vaters nicht gelesen?‘

‚Welchen Brief?‘

‚Freilich, freilich. War ich doch selbst so erregt von der Mahagoniaffaire, daß ich zur Nacht erst, da ich mich ins Bett legen wollte, Zeit fand, meine

Privatkorrespondenz durchzusehen. So habe ich noch nicht über die Trennung, die uns leider bevorsteht, mit Ihnen mich besprechen können. Und Ihre Briefe . . . aber bei allen Heiligen, da liegen sie ja noch uneröffnet, wie Sie dieselben erhalten haben, auf dem Tischchen hier am Bett. So wissen Sie's nicht, daß wir scheiden müssen? Mir, wahrhaftig, mir wird es so schwer, als sollte ich einen Sohn verlieren. Doch um so minder darf ich es Ihrer Mutter verargen, daß sie erkrankt nach Ihnen begehrt. Ich hoffe, Sie kehren uns in Kurzem und unverändert wieder zurück. Jetzt aber, fürchte ich, da ich und Sie es beim Abschied versprochen haben, muß es sein. Wie sehr es eilt, ob Sie heute zu gehen haben, ob mit der Havanapost erst, das beurtheilen Sie selbst. Doch müssen Sie es jetzt gleich entscheiden, sonst wird es zu spät. Hier, lesen Sie und dann sagen Sie mir, was Sie wollen.'

Indessen er wartend zum Fenster getreten, erbrach ich, im Bette sitzend, den Brief meiner Eltern an mich. Ich versuchte zu lesen. Doch tanzten mir die Worte und Lettern vor den Augen. Deutlich, durchdringend klar hörte ich nur, was Don Ramon soeben gesprochen: Es muß sein . . . Entscheide jetzt . . . Sonst wird es zu spät . . .

Und ich legte den Brief aus den Händen, ohne ihn zu Ende zu lesen. ‚Wenn es doch sein muß,'

sagte ich langsam, ‚dann lieber gleich. Lieber heute, in dieser Minute die Qual überstehen, als drei Tage lang sie erwarten.‘

So stand ich auf. Mein Chef half mir packen. Viele Habseligkeiten besaß ich nicht, um die es mir leid war, sie liegen zu lassen. Wir wurden bald fertig. Ich war wie im Traum. Schon hielt der Wagen vor dem Hause. Diego war bereit, mir den Koffer hinunterzutragen. Don Ramon klopfte mir auf die Schulter: ‚Nun, nun, nicht so finster dreinsehen! Der Bericht klingt gar so schlimm nicht, Sie treffen die Mutter wohl in der Genesung und ordnen Alles und kehren dann wieder.‘ — Ich hörte ihn nur wie durch einen Nebel. Wußte ich doch kaum, von wem er sprach.

Durch die morgenstillen Straßen fuhren wir fort, an Angelitas Fenster vorüber. Sie war nicht da. Und das war gut. Denn hätte ich sie noch einmal gesehen, ein einziges Mal — ich glaube, ich wäre nimmer gegangen. Und so fuhren wir durch den Sand, unter der steigenden Sonne zum Hafen.

Der Commis kam uns schon entgegen: ‚Eilen Sie, sonst geht das Schiff ab.‘ Wir stiegen an Bord, kaum ließ man uns Zeit, einander noch die Hände zu schütteln. Sie jagten Don Ramon hinunter, in sein Boot, das stieß ab, kehrte zum Lande zurück. Er winkte. Ein Rasseln und Zittern ging durch

den Schiffsleib. Der Anker war emporgewunden. Klirrend legten sich die Glieder der langen Kette um die Winde. Ein Keuchen und Stöhnen. Wir gaben Dampf und begannen zu fahren.

‚Adios, Cuba!‘ sagte neben mir ein Matrose.

Da erst begriff ich's. Ich würde sie nie wiedersehen. Was ich mit sehnendem Blick noch erfaßte, das war das Letzte. Es legten sich Nebel zwischen jenen Strand und mich. Der Hafen rückte ferner, ferner, der Hafen, von dem aus zu ihr der Weg ging. Schon schied uns das Meer. ‚Adios, Cuba,‘ rief ich, ‚Adios, leb' wohl, Angelita!‘

Und ich streckte die Arme aus, als ob ich das Land dort noch halten könnte, das mir entfloh. Nein, ich entfloh, ich war's ja, der ging. Wie das möglich war, faßte ich selbst nicht. Welcher Wahnsinn hieß mich so eilen! Mir war, als sei mir das Herz aus der Brust herausgerissen und dort geblieben, und ich stünde hier mit der blutenden hohlen Wunde. Gleich dem Don Juan Tenorio hatte ich übermüthig gewünscht, bitteres Erinnern möge bleiben, wo ich davonging. Und nun? Das Gegentheil war geschehen. Denn wie sie mein auch gedenken mochte, vielleicht mit Spott, vielleicht mit Schmerzen, so bitterlich, so reuevoll, verzweifelnd konnte nimmer ihr Erinnern sein wie das meine. Ich lag am Schiffsrand, den Kopf an die hölzernen Planken gedrückt, und starrte hinüber

über die Wellen, die sich weiter und weiter dehnten. Mir war, als sei's nicht mein Wille gewesen, als sei es eine fremde Gewalt, die mich fortgetrieben aus allen Wonnen.

Und wie ich so dachte, kam der Mahagonistamm mir wieder zu Sinnen. Dem, der ihn gefällt, hatte er den Tod gebracht. Mir ward es nicht einmal so gut. Mir war ein zehrend, tödtliches Gift in die Adern geflößt, das ich lebend mit mir schleppen mußte, wer weiß wie lange noch.

So dachte ich damals, in meiner jugendheißen Verzweiflung. Seither freilich habe ich das Alles ein wenig anders betrachten gelernt. Es war doch Glück, was der Baum mir gewährt. Ein echtes, wahres, wenn auch so kurzes. Und vielleicht ist es um so tiefer eingedrungen, hat sich mir um so reiner erhalten, weil es eben rasch abgebrochen, unverwischt und sonder Trübung als der Lichtpunkt meines Daseins mir im Herzen geblieben ist. —

Meine Mutter habe ich daheim gesund angetroffen. Hinaus nach Cuba bin ich doch nie wieder gekommen, denn . . . Aber nicht von mir wollte ich reden, sondern nur von dem Baum erzählen, soweit er mein Leben berührt hat und beeinflußt. Dessen Geschichte ist hiermit zu Ende."

„So danke ich schönstens für Ihre Erzählung. Sie haben recht, Freund Roderich, Ihr Baumstamm

sah viel: Räuber, Sklaven, Mord und Todtschlag, genug der bunten Abenteuer. Aber schließlich — gestehen Sie's selber — was ist Anfang und Ende, was der Kernpunkt dieser Mahagonigeschichte? Das Menschenschicksal, daß Zwei sich lieb haben und sich trennen, daß er davongeht und sie zurückbleibt. Und wenn meine armen Kollegen, die Novellisten von heutzutage, wie die von vor hundert und tausend Jahren, sich nicht viel Anderes erdenken können, als immer die gleiche, uralte Historie, so dürften Sie, dünkt mich, Don Juan Rodrigo, das ihnen nicht zum Vorwurf machen."

Ein Regentag.

„Herein! — Wer kommt denn bei diesem Wetter?“ — Die junge Frau stützte den Arm auf die Seitenlehne ihrer Chaiselongue und bog den Kopf neugierig vor, dem Eintretenden entgegenzusehen, der langsam durch den großen Salon auf ihr Blumenerkerchen zuschritt. „Ach so, Sie sind es, Rosch . . .“ und mit enttäuschter Miene sank sie in ihre Kissen zurück.

Der alte Herr beugte sich über die kleine Hand, die sie ihm lässig entgegenstreckte.

„Es ist wirklich edel von Ihnen“, sagte sie gähnend, „daß Sie sich selbst von diesem unausstehlichen Regen nicht abhalten lassen, mir pünktlich, wie immer, Ihren Sonntagsbesuch zu machen.“

„Wenn Pflicht und Vergnügen zusammentreffen. . .“

„Nun ja, ich weiß schon. Mir ist es übrigens sehr lieb, daß Sie gerade heute kommen. So können Sie Papa doch bezeugen, wie verlassen ich bin. Mein Mann ist, wie jedesmal, wenn wir uns zanken, zur Jagd gefahren. Und ich bin hier vollständig ge-

fangen, weil wir nur ein Gespann besitzen. Papa soll sich endlich dazu entschließen, mir ein zweites zu geben. Sagen Sie es ihm, auf Sie hört er. Man muß ja verbauern oder ganz melancholisch werden, hier auf dem Lande, an Tagen wie heute, wo kein Mensch den langen Weg herausfinden kann."

„Außer einem getreuen Verehrer, den Sie aber, wie es scheint, nicht so recht zu der Gattung Mensch zu zählen geruhen."

„Sie? nein, gewiß nicht. Welcher gewöhnliche Sterbliche brächte es denn fertig — wenn er überhaupt groß genug dächte, bei diesem Regen sich einer armen Frau zu erbarmen — nach dem langen Wege in so makelloser Toilette zu erscheinen? Um das zu können, muß man eben ein Ritter aus der alten Schule, ein Chevalier de la Roche-Blanche sein."

„Meinen Sie?"

„Natürlich, ich weiß es. Wer von uns Bürgerlichen hier, meinen Mann nicht ausgenommen, besitzt nur ein Zehnttheil von Ihrem Anstand? Wir verkürzen Ihren Namen, alter Freund, machen uns gelegentlich lustig über Ihren schwarzen Frack und die weiße Cravatte am frühen Morgen, ohne die Sie noch Niemand sah. Und wir mißbrauchen Ihre Güte, aber am Ende — am Ende beneiden wir Sie doch Alle um die anererbte Würde des alten Adels, die kein Reichthum zu geben vermag."

Der alte Herr verbeugte sich stumm, die Hand auf dem Herzen.

„Machen Sie nicht Ihr fatales moquantes Gesicht, von dem man nie weiß, was es bedeutet, ob Sie sich oder Ihre Freunde verspotten. Im Ernste, Rosch, Sie sind mir ein Wunder. Ich denke oft darüber nach, wie ein Mensch von so vielen Talenten, mit Ihrer Erscheinung, von solcher Herkunft, dies Leben . . . . Wird die Arbeit nicht hübsch?" unterbrach sie sich selbst und hielt ihm ihre Stickerei hin — „es ist entschieden die beste Zeichnung, die Sie noch entworfen haben. Alle bewundern sie."

„Sehr hübsch. Aber wie vortrefflich Sie sticken. Das gibt meinem Werk erst die Vollendung. — Wollten Sie noch Etwas fragen, Frau Clara?"

„Ich? Nichts. Oder doch . . ." sie sah zu ihm auf, die Nadel mit dem seidenen Faden in der Rechten erhoben — „ich will Sie endlich einmal fragen. Und Sie sollen mir Rede stehen. Das können Sie thun zu meiner Zerstreuung. Sagen Sie's, Rosch, wie sind Sie hierher in unsere Stadt, wie in unseren Kreis verschlagen worden?"

„Ich fürchte, Frau Clara, das zu hören, würde Sie wenig unterhalten."

„O ganz gewiß. Ich liebe Romane. Und Ihre Geschichte muß sich anhören wie ein Roman. Wissen Sie noch, wie gern ich als Kind Ihnen immer zu-

gehört habe? Sie nannten mich Ihren kleinen Liebling und hoben mich auf Ihre Kniee und begannen: Es war einmal .... Und dann war ich selig. Jetzt leider, nach zweijähriger Ehe, bin ich für Märchen zu alt geworden. Aber die Wahrheit zu erfahren, begehre ich desto mehr. Also, Rosch, weshalb wurden Sie nicht Soldat, wie die Adligen sonst? Weshalb nicht Dichter, Schriftsteller, Maler, da Sie doch zu Allem Talent besitzen? Seien Sie einmal offen. Habe ich Ihnen nicht Vertrauen bewiesen, haben Sie nicht um meine Liebe und um meine Verlobung gewußt, ehe ich sie dem Papa gestanden? Weshalb hüllen Sie sich in ein Geheimniß? Und wenn die Anderen alle Sie nehmen, wie Sie sind, ohne weiter zu fragen, ich bin Ihnen mehr, und ich will Sie kennen. Fangen Sie an: Es war einmal, vor manchen Jahren, weit, weit in Frankreich, ein edler Ritter, der wohnte in seinem stolzen Schlosse hoch auf dem schroffen, „weißen Felsen", von welchem er den Namen führte."

Um die bartlosen Lippen des alten Herrn zuckte wieder ein spöttisches Lächeln. Er fuhr mit der Rechten über das glattrasirte Kinn und über den Mund, als ob er es verbergen wollte. „Das wäre ein Märchen," sagte er leise. „Ich dachte, Sie begehrten die Wahrheit."

„Und die würde anders lauten?"

„Die Wahrheit, Frau Clara, wird nackt dargestellt. Doch die Maler schmeicheln ihr, wenn sie dieselbe als eine reizende Frauengestalt verführerisch schildern. Denn sie ist häßlich, unerfreulich, alltäglich und platt. Würde man die wahre Geschichte erzählen wollen, man müßte etwa also beginnen: Es war einmal ein alter Schiffer, der trank und spielte, rauchte und fluchte in seinem kleinen Haus hier am Hafen, und er nannte sich: Hein Wittsteen."

„Nein!" — sie sah ungläubig zu ihm auf — „das kann nicht Ihr Ernst sein."

Er zuckte die Achseln. „Sie sehen, daß ich Recht behalte. Schon die Einleitung mißfällt Ihnen gründlich. Ersparen wir uns also das Weitere."

„Im Gegentheil, nun bin ich vollends neugierig geworden. Nun will, nun muß ich Alles wissen. Sie haben mir früher einmal gesagt, es gäbe nichts, was Sie mir abschlagen könnten, wenn ich Sie so recht darum bäte. Zwar weiß ich selbst nicht, weshalb gerade ich eine solche Gewalt über Sie besitzen sollte. Aber ich muß es doch einmal versuchen. Und so bitte ich Sie denn: Rosch, lieber alter Freund Rosch, thun Sie mir den Gefallen, zu meinem Troste an diesem grauen trostlosen Tage, erzählen Sie!"

„Wenn Sie es wirklich hören wollen . . . . Vielleicht ist es besser," sagte er seufzend, „daß ich einem

Menschen mein Leben schildere, so wie ich es lebte. Morgen kann's aus sein. Meine Altersgenossen fast alle sind mir schon voraufgegangen. Den Nachgeborenen bin ich eben nur der Rosch, über den man lacht, weil es von jeher so Sitte gewesen, von dem man nichts weiß, als daß er schon seit Menschengedenken das wunderlich nutzlose Metier des Lustigmachers und Unterhalters betreibt. Aber, Frau Clara, es ist nicht lustig, was ich Ihnen zu erzählen habe. Zuvörderst also das Geständniß, daß jene vornehme französische Abkunft in das Reich der Fabel gehört. Ich bin eines Ewerführers Enkel. Ja, noch mehr, des alten Wittsteen einziger Sohn, zu schwächlich, um des Vaters Gewerbe fortzuführen, ward deshalb — Sie wollen es, und ich sage die Wahrheit — ward deshalb in die Lehre gethan zu einem ehrsamen — Perrückenmacher. Nachdem er allhier ausgelernt, ist mein Herr Vater auf Reisen gegangen, nach Paris und Wien. Es war, so viel ich davon weiß, in letzterer Stadt, wo er auf den Rath seiner Frau seinen gemeinen plattdeutschen Namen ins Französische übersetzte, wie es sich für einen Coiffeur besser schicken mochte. Aus Wittsteen wurde Roche-Blanche gemacht. Und wie die Sprache es forderte, setzte man den Artikel davor. Man hat sich eben nach dem Geist einer Sprache zu richten. Als mein Vater starb, und die Wittwe mit ihrer

Kinderschar sich hierher wandte, wußten die Wenigsten, wer Madame de la Roche-Blanche sei, und daß sie das Haus des alten Wittsteen als seine Schwiegertochter bezog. Der Großvater war von dem Vertilgen des steifen Grogs schon recht unklar im Kopfe. Er starb bald darauf. Das baufällige Häuschen, das Hauptstück des kleinen Nachlasses, war schwer verkäuflich, so mußte meine Mutter hier wohnen, wie wenig sie Stadt und Nachbarschaft liebte. Daß die Leute sie für vornehm hielten, mit Respect behandelten, war desto besser. Sie that nichts dazu, die Nachbarn zu täuschen, doch auch nichts, um ihnen den Irrthum, der ihr recht bequem war, zu nehmen.

Meine Mutter ist eine kluge Frau gewesen, die sich in jede Lebenslage zu schicken verstand. Von Hause aus, als Elsässerin an zwei Sprachen gewöhnt, wußte sie mit diesem geringen Pfunde, hatte sie sonst auch kaum Etwas gelernt, Wucher zu treiben. Sie muß einmal schön gewesen sein. Mir steht sie als eine hohe, stattliche Gestalt vor dem Geiste, aus dem feingeschnittenen, bräunlichen Gesichte schauen ihre großen, tiefdunklen Augen mich dummen Burschen voll Strenge an, und doch mit einer unsäglichen Liebe. Ich entsinne mich ihrer nicht anders als mit zwei dicken, zu beiden Seiten des Gesichtes aufgesteckten schneeweißen Locken. Ob der Schmerz um den

Tod des Vaters, ob der Kummer über die ungerathenen Söhne ihr Haar früh gebleicht hat, ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt von ihrem Leben nur so viel, als ich aus gelegentlichen Worten und Andeutungen errathen konnte. Sie hat nie gern von sich selbst gesprochen. Als blutjunges Mädchen scheint sie in Paris in hartem Dienst gestanden zu haben, zur Zeit Napoleon's. Später ist sie mit der Mariabella, einer damals berühmten Sängerin, nach Wien gekommen und hat dort meinen Vater kennen gelernt, der die Diva coiffirte. Sie sprach stets Französisch, mit einer vollendeten Aussprache. Ihr Deutsch dagegen, das nur selten, im höchsten Zorn und bei außergewöhnlichen Anlässen zum Vorschein kam, ist immer das alte urwüchsige Elsässer Bauernpatois geblieben. Uns Kinder lehrte sie, daß wir durch den Namen Roche-Blanche höher als unsere Nachbarn ständen, demgemäß verpflichtet seien, uns besser zu führen. Die Fiction mochte ihr als Erziehungsmittel dienlich scheinen. Sie verfing aber bei den größeren Knaben deshalb nicht, weil diese den Großvater noch gekannt hatten. Und war es das alte Schifferblut, oder das leidige Wohnen am Hafen, die drei Aeltesten schlugen nach Wittsteen'scher Art.

Zwei von ihnen gingen zu Schiff und ließen nichts mehr von sich hören. Der Dritte, Baptiste, ein lustiger, wohlveranlagter Bursch, hat eines Tages

bei einer Schlägerei am Hafen — ganz nüchtern war er vielleicht nicht gewesen — einen bösen Fall gethan. Man trug ihn der Mutter als Krüppel ins Haus. Zwölf Jahre lang hat sie ihn pflegen müssen.

Blieben noch die beiden Letzten, meine Schwester und ich. Die Nanette war ein sanftes, herzensgutes Geschöpf. Doch meine energische Frau Mama konnte schwächliche Menschen nicht leiden. Nanettens scheinbarer Gehorsam, ihre kleinen Flunkereien, ihre Dienstbeflissenheit gegen Fremde, ihre Freude am Schwatzen, das Alles war der Mutter unerträglich. Sie schalt mit dem Mädchen, war oft hart und ungerecht, schüchterte sie immer mehr ein, bis sie zuletzt ihr Vertrauen verlor.

Ich aber, der Jüngste, der Nachgeborene, war meiner Mutter Lieblingskind. Mon petit — so nannte sie mich noch zärtlich, da ich schon ein alter Mann war. War es, weil sie von Geburt an mich bemitleidet hatte, der ich den Vater nie gekannt, war's, weil ich ein hübscher Bursche gewesen bin — mit siebzig Jahren darf man das wohl sagen — sie gab mir alle Zärtlichkeit, die ihr stolzes Herz sonst so streng verschlossen hielt. Außerdem — vielleicht thut der Gedanke ihr Unrecht! — außerdem aber, so scheint es mir jetzt, gefiel es ihr, daß ich, der zu jung war, die Vergangenheit zu kennen, so lange Zeit buchstäblich an die vornehme Herkunft

und unseren schönen Namen glaubte. Die Großen hänselten mich deshalb. Meine Schwester rief mich — wohlverstanden, wenn die Mutter es nicht hörte: „Du, kleiner Marquis!“ — Und der Baptiste, den ich auf seinem Schmerzenslager nur selten sah, sagte gar, wenn ich in seine Nähe kam: „Monseigneur, was verschafft mir die Ehre?“ —

Und — ist es glaublich! — das schmeichelte mir. Selbst als ich schon ein großer Junge von zwölf bis vierzehn Jahren war und recht gut begriff, daß wir einfach Wittsteen hießen und nichts weiter, hielt ich mich doch noch für etwas Besonderes. Ich weiß heute aus Erfahrung, wie alle Kinder sich gern allein und auserwählt dünken. Die Ueberzeugung von meiner Vornehmheit war mir so tief ins Blut gedrungen, daß ich in Gang, in Sprache und Haltung mich als ein Chevalier de la Roche-Blanche bezeigte, ja, was weit mehr ist, daß ich mich immer wieder so dachte. Weil man aber meist auch für das angesehen wird, wofür man sich ausgibt in der Welt, so hielten mich meine Spielgenossen sämmtlich sehr hoch, und gerade die besseren zogen mich zu sich.

„Den kleinen Roche-Blanche dürft ihr ins Haus bringen, er ist arm und hat doch gute Manieren; die anderen Jungen, mit denen ihr wohl auf der Straße spielt, die laßt nur hübsch draußen.“ — So

sprachen die Mütter. — Und wenn aus einem Patricierhause geschickt ward, ich solle zum Spielen kommen, dann lobte meine gute Mama mich und ermahnte mich, ferner brav zu sein. Das fiel mir nicht schwer. Ich war nicht, was man einen Duckmäuser nennt, noch ein Schürzenkind. Aber es stand mir einmal im Kopfe, daß ich berufen sei, ma mère zu der Stellung zu verhelfen, die ihr nach meiner Ansicht gebührte, für den Kummer, den die Brüder ihr zugefügt, sie zu entschädigen, sie angesehen, reich — was weiß ich! — sie glücklich zu machen. Knabenträume! — Doch hatten sie den einen Erfolg, daß ich mich um so fester in meine selbstgeschaffene Würde einhüllte. Als ein Roche-Blanche und Genosse reicher Kaufmannssöhne — so viel kannte ich die Welt schon — mußte es mir leichter fallen, dies Ziel zu erreichen, denn als ein armer Schifferbursch.

Damals übrigens waren die Stände nicht so streng geschieden wie heute. Es wohnten noch Alle im Innern der Stadt eng bei einander und kamen in tägliche Berührung. Wir kämpften unsere Schlachten an Sommerabenden auf der Straße mitsammen aus; wir kletterten in die großen Schuten, die unter den Speichern im Fleeth angebunden lagen, als wären wir dort in unserem Recht; und wenn wir dann in der Dämmerstunde uns, vom Laufen und Raufen ermüdet, auf die Stufen der hochauf-

getreppten Häuser lagerten, ich obenan als der Höchste von Allen auf dem hölzernen Beischlag thronend, so horchten mir die Söhne der großen Handelsherren so andächtig, wie unsere Nachbarskinder vom Hafen. Sie alle glaubten unbedingt an die Tapferkeit und den Edelmuth der Chevaliers de la Roche-Blanche, deren Einer in jeder meiner Historien auftrat, mochte ich dieselben nun in irgend einem alten Schmöker, der Himmel mag wissen wo, aufgestöbert, oder selbst in meinem erfinderischen Kopf mir erdichtet haben. —

Ich lernte nicht viel. Um mich in eine Armenschule oder wohlthätige Anstalt zu schicken, war meine Mutter viel zu stolz. Für einen besseren, „standesgemäßen" Unterricht fehlten ihr, wie begreiflich, die Mittel. Lesen und Schreiben erwarb ich mir, ich weiß nicht mehr, wie; für ein gutes Französisch sorgte sie selbst; von den Matrosen, die im Hafen sich gern mit mir beschäftigten, fing ich ein paar englische Brocken auf. Und außerdem gab unser Miether mir Zeichenstunden. Wir hatten nämlich das obere Stockwerk unseres Häuschens einem alten Ehepaar überlassen, das mich sehr liebte, da es selbst keine Kinder besaß. Bis ich mich in ihre „gute" Stube eingeschlichen, hatten die Beiden ihre zärtlichen, alten Herzen nur an ihre Kanarienvögel und ihre Hunde hängen können. Nun herrschte ich unumschränkt in denselben.

Der Mann war Künstler. Er hatte in Italien studirt, und diese Erinnerung verklärte sein Leben. Jetzt gab er Mal- und Zeichenlectionen. Doch wurden Unterrichtsstunden damals noch etwas schlechter bezahlt als heute, wo sie auch nicht ein Vermögen eintragen. So sah er sich, wenn seine Einnahmen nicht reichen wollten, gezwungen, für die kleinen Hafenschänken, die Cigarrenläden und Stores an den Kajen Aushängeschilder zu malen, die recht grellbunt und lustig sein mußten, daß sie den Seeleuten schon von Weitem verführerisch in die Augen stachen. Dabei nun benutzte er mich, um schadhafte Tafeln abzuholen, neue dafür fortzutragen und sonst mancherlei Gänge zu thun, bei denen er selber, der geachtete alte Lehrer, sich nur ungern blicken ließ. Und weil ich mich immer anstellig zeigte, ihm Stunden lang mit Wonne zusah, wie er pinselte, nie glücklicher war, als wenn ich unter seinem Fenster auf einem Schemelchen hocken durfte, ihm die Farben zu halten, nahm er mich vollends in seine Gunst auf und begann, mich zu unterrichten. Ich hatte eine glückliche Hand und lernte leicht. Mit vierzehn Jahren habe ich schon ein Oelbild gemalt, das wir Beide, der alte Georg Koch und ich, vortrefflich fanden. Es war sein eigenes Conterfei, wie er am Fenster seines kleinen Wohnzimmers saß, durch dessen Scheiben man ganz deutlich die Schiffe im Hafen erkennen konnte. Unter

seiner Leitung begann ich alsdann meine Mutter zu porträtiren, Nanette, Frau Koch; Jeder, der mir in den Weg kam, mußte mir herhalten. Und bald war der Alte entschlossen, daß ich Maler werden solle, ein großer, berühmter, wie er selbst es einst erträumt.

Doch meine Mutter, die es ganz gern gesehen hatte, daß ich bei ihm lernte, schüttelte zu diesen Plänen ihren Kopf. — „Willst Du auch Abends Dir heimlich aus den Schifferkneipen die Schilder holen, sie frisch zu streichen?“ fragte sie. „Dazu, mon petit, bist Du zu gut. Das ziemt sich nicht für einen Roche-Blanche.“ — So war ihr Refrain.

Was ich aber denn werden sollte, und was sich zieme für meinen Namen, das zu bestimmen, fiel ihr nicht so leicht. Von ihrer Jugendzeit her trug sie noch allerlei romantische Ideen im Kopfe. Die vornehme Welt, die im Hause ihrer Herrin aus- und eingegangen war, hatte ihr nur zu gut behagt. Je enger ihr Gesichtskreis jetzt schien, um so weiter reichten ihre Wünsche für mich. Miteinander entwarfen wir die herrlichsten Pläne, wie wir leben wollten, wenn ich erst ein Mann und reich sei. Nur über das „Wie“, den Weg vom Thal bis zu jener luftigen Höhe, darüber waren wir einstweilen unklar, ich selbst so gut wie meine Mutter.

Nun begab es sich einmal wieder, daß in einem

Patricierhause, einem der achtbarsten unserer Stadt, dessen Schiffe ich im Hafen sehr wohl kannte, eine große Gesellschaft gegeben wurde. Die Enkel des Herrn Senators Wedeking waren meine liebsten Spielgenossen; zudem empfahl mich der alte Koch, der dort im Haus unterrichtete, und da der Abend der Bildung zu Gute kommen sollte, lud man auch mich mit etlichen Jungen gleichen Alters zum Zuhören ein. Es galt nämlich einem berühmten Pariser, membre de l'Institut, Diplomaten und Dichter, der auf der Durchreise die Stadt berührte, zu huldigen. Man hatte eigens von Berlin, wo derzeit eine französische Truppe auftrat, einen jungen Schauspieler verschrieben, der aus den Werken jenes Fremden etwas declamiren sollte.

Die Gesellschaft, der Ehrengast vorn in der Mitte, saß erwartungsvoll da. Uns Jungen, die wir, in die Ecke gedrängt, ungeduldig des Anfanges harrten, ward schon die Zeit lang. Auf einem Tischchen standen auf erhöhtem Platze ein Licht und ein Glas Wasser bereit. Daneben lag aufgeschlagen das Buch, aus dem wir Etwas hören sollten. Ich schlich mich heran und guckte hinein. Ich kannte das Gedicht ganz gut, denn auf eine oder die andere Weise hatte ich immer gewußt, mir Bücher zu schaffen, und sobald sie französisch waren, fand meine Mutter an meiner Lectüre nie das Mindeste auszusetzen.

Aber der Schauspieler erschien nicht. Ich sah den alten guten Senator mit hochrothem Gesicht zwischen den Reihen seiner Gäste hin- und hergehen, sich verlegen entschuldigen. Eine Dame sang einstweilen, die Zeit abzukürzen, ein deutsches Lied.

„Wenn wir nur irgend Jemanden hätten, der das Zeug vortragen könnte!“ flüsterte Herr Wedeking, der Sohn des Senators, dicht hinter mir seinem ältesten Knaben zu. „Euer Französisch ist leider auch nicht zum Anhören. Und meines erst! Es ist eine Blamage für unser Haus. Der Großvater ist außer sich. Wir können unmöglich eingestehen, daß der feine Mosjö, beleidigt, weil man ihn zu den Bedienten setzen wollte, auf und davon ging. Jungens! hat denn keiner von euch einen vernünftigen Einfall? Ihr solltet euch doch Mühe geben, dem Großpapa so gut wie mir aus der Verlegenheit zu helfen.“

Da dreht sich Fritz, der zweite Sohn und mein ganz specieller Freund, zu dem Vater herum: „Der Rosch kann Französisch.“

„Der Rosch .... wer ist das? — Ach Du, Roche-Blanche!“ — aber der gute Herr schüttelt den Kopf.

„Ja sicher, Papa, der Rosch declamirt wie ein Schauspieler, der kann Alles,“ erklärt mein eifriger junger Vertreter.

„So? meinst Du wirklich?“ — noch etwas

zweifelnd — „freilich, er soll von Franzosen stammen. Junge! ich schenke Dir, was Du willst, wenn Du uns aushilfst."

„Ich will, Herr Wedeking, wenn ich es Ihnen nur gut genug mache," sage ich muthig.

„Nun denn, vorwärts marsch, aufs Podium, und zeig', was Du kannst!"

Bevor ich mich noch recht besinne, schiebt er mich hinauf. Und da stehe ich, neben dem Licht und dem Glase Wasser allein vor der großen, eleganten Gesellschaft. Der alte Herr mit all' den Orden, der gerade vor mir sitzt, blickt mich mit enttäuschtem Gesichte an. Der Herr Senator selbst scheint bestürzt, einen Jungen in kurzer Jacke da oben zu sehen, und die Damen flüstern halblaut. Mich packt ein Bangen. Vor Allem mußte ich versuchen, mein Erscheinen hier zu erklären. Und das Buch, das ich schon ergriffen hatte, bei Seite legend, trete ich vor und bitte in ein paar höflichen Worten um Verzeihung für meine Kühnheit, da ich nur zum Ersatz für den plötzlich verhinderten Künstler eingesprungen sei, auf daß unser allverehrter Gast nicht ganz ungefeiert von dannen ziehe. Die kleine Ansprache hielt ich in meinem allerschönsten Französisch, in freier Haltung, wie meine Mutter, die einstige Begleiterin der Mariabella, mich gelehrt, zu gehen und zu stehen. Und war es nun, daß das lange Warten die An-

sprüche schon herabgestimmt hatte, war es, daß meine Jugend die Gesellschaft überraschte und für mich einnahm, auf meine kurze Rede erhob sich ein lebhafter Beifall. Ermuthigt, begann ich das große Gedicht zu recitiren. Doch ich merkte bald, daß die schweren Alexandriner mit ihrem gewichtig pomphaften Ernst für mein junges Organ nicht recht paßten. Kurz entschlossen, klappte ich nach einem Absatz mein Büchlein zu, erklärte betrübt, ich sei nicht würdig, so Erhabenes vorzutragen, und begann statt dessen ein kleines, lustiges Scherzspiel zu sprechen, das ich selbst verfaßt, und unter Beihülfe meiner Mutter vor wenig Wochen dem alten Koch zu seinem Geburtstag aufgeführt hatte. Ich stellte darin einen jungen Cavalier dar, der, um sich zu bilden, von Paris zu Georg Koch in die Lehre kommt. Doch indem ich es heute wiederholte, wußte ich mit geschickter Wendung die Worte, die sich auf Jenen bezogen, in eine Huldigung für unseren Ehrengast zu verwandeln. Das gebrochene Deutsch, in dem ich mich auszudrücken hatte, machte Alle lachen. Die Kunststücke, die für meinen Lehrer bestimmt gewesen, paßten auch hier. Aus dem schwarzen Papier, das ich beständig bei mir trug, schnitt ich anstatt Koch's Porträt dasjenige der Excellenz aus. Und anstatt zu sagen, daß ich diese Kunst bei dem eminenten Maler im Fluge erlernt, erklärte ich, der Anblick des berühmten, großen

Dichters habe mich zu derselben begeistert. Nun dieser Applaus! Man war entzückt. Vor Erstaunen über meine außerordentliche Leistung wußte die Gesellschaft sich kaum zu fassen. Der vornehme Gast nickte mir recht gnädig zu, doch schien er minder befriedigt als Alle. Seine Eitelkeit mochte sich weder von dem schwarzen Conterfei noch von der ganzen kindlichen Scene sonderlich geschmeichelt fühlen.

Am dankbarsten war jedenfalls der alte Senator, der Herr des Hauses. Nachdem er von Sohn und Enkel erfahren, wer ich sei, nahm er mich bei Seite, klopfte mir wohlwollend auf die Schulter und sprach wiederholt: „Hast's brav gemacht, mein Sohn, sehr brav, sehr brav."

Dann, als die Gesellschaft ihr Ende gefunden, der hohe Gast fort war, und nach genossenem Eis und Champagner, dem wir Knaben in einem Nebenzimmer tapfer zugesprochen hatten, ich mich gleichfalls entfernen wollte, hielt er mich zurück: „Kleiner Franzos, he! hast Dich brav aus der Schlinge gezogen. Und uns mit Dir. Das muß ich Dir danken. Da nimm und kauf Dir was. Etwas Schönes. Hörst Du, kleiner Franzos, recht etwas Schönes!"

Und da ich, überrascht, noch zögern wollte, seine Gabe anzunehmen, stieß mich von hinten Freund Fritz in die Seite: „So nimm es doch, Rosch. Was

willst Du Dich zieren? Der Großpapa beschenkt uns auch oft."

Und Herr Wedeking selber, der Sohn des Senators, sagte freundlich: „Scheue Dich nur nicht. Mein alter Vater ist immer glücklich, wenn er Jemandem eine Freude machen kann. Und Du, mein Junge, Du hast es Dir redlich heute Abend verdient!" —

Ich bedankte mich also, so höflich ich konnte, und empfahl mich zugleich. Meine Hand hatte ich fest zugedrückt, um nicht zu sehen, was ich erhalten. Doch fühlte ich trotzdem, daß es eine kleine, fein gearbeitete Münze sei. Also Gold. Und ich hatte es redlich verdient! Ich flog mehr, als ich ging, durch die dunklen Straßen, über die Brücken, am Fleeth entlang und stand vor unserer niedrigen Hausthür und riß an der Glocke, daß es durch die stille Nacht klang. Die Nanette schloß zitternd auf.

„Jean-Louis, Du? O, wie bin ich erschrocken. Weshalb kommst Du so spät? wie darfst Du so laut klingeln! Denkst Du denn nicht daran, daß der Baptiste davon aufwachen wird? Und dann ist er morgen wieder kränker!"

Ich aber, ohne auf ihre bekannten Klagen nur zu hören, schlüpfte vorüber. Schnell wie eine Katze lief ich das kurze Treppchen hinauf, das zu der Hinterstube führte.

„Ma mère, ma mère, sind Sie noch wach?"

Sie saß wie gewöhnlich an ihrem Stickrahmen. Trotz ihrer schwachen Augen mußte sie immer sticken, Tag und Nacht, und meist die feinsten Haararbeiten, weil man sie ihr höher zahlte. — Bei meinem Eintritt schob sie das kleine Licht bei Seite und ihre Brille auf die Stirn, um mich besser zu sehen. Ich legte das Geld vor sie auf den Tisch. Es war ein Louisd'or. — „Das habe ich verdient," sagte ich, „und bringe es Ihnen, als meinen ersten Beitrag zum Haushalt." — Dabei warf ich mich stolz in die Brust, wie es meine Knabengestalt nur erlaubte, und blickte herablassend auf Nanette, die mit halb ungläubiger Miene daneben stand.

Meine Mutter schaute auf: „Verdient? verdient? Mein Sohn, ist das wahr? auf ehrenhafte, ehrliche Weise? Und bringst es mir, Dein erstes Geld! Das bin ich nicht gewohnt. Das erlebte ich nie. So willst Du eine Ausnahme machen, willst anders werden als Deine Brüder? In ihrem Alter darf Deine Mutter Trost und Unterstützung erwarten? Ah, Jean-Louis, mon petit, mon petit! so soll ich an Dir noch Freude erleben!" Und die Frau, die sonst so hart schien, nahm meinen Kopf in beide Hände, und ihre heißen Dankesthränen fielen auf meine Stirn.

Spät in der Nacht ließ mich die Seligkeit noch nicht schlafen. In meinem Dachkämmerlein, unter

dem dünnen Deckchen im Bett, lag ich und horchte, wie mein Herz klopfte. Was für zauberhafte Träume mir im Kopfe tanzten! Bald sah ich mich wieder vor einer Gesellschaft, wie ich declamirte, bald war ich selbst ein großer Künstler, der sich von Anderen vorspielen ließ. Oder noch besser, wenn ich gefeiert werden sollte wie die Excellenz heute Abend, dann würde ich mich schnell erheben, vor der glänzenden Versammlung meine eigenen Gedichte vorzutragen — es verstand das ja doch kein Anderer so gut! Und während Alle mir Beifall klatschten und Bravo riefen und Dacapo, würde ganz vorn, auf dem Ehrenplatz, meine Mutter sitzen, in seidenem Kleide, mit reichem Schmuck, schön und stattlich wie keine Andere. Und sie würde lächeln: „Gut, recht gut!“ — und mit einem Kopfnicken zu mir hinüber sich zu ihrer Nachbarin wenden: „Es ist mein Sohn, mein kleiner Jean-Louis . . . .“ Ach, wie war ich selig, ich armer Junge!

Ich wußte noch nicht, daß aus diesen beiden Gefühlen, dem Hunger nach Beifall vor der Gesellschaft und der leidenschaftlichen Liebe zu meiner Mutter sich die Kette schmieden würde, die mich festhalten sollte.

Jener glückselige erste Abend des Erfolges war nur der Anfang. Wie es dann kam, daß der einen Vorstellung bald eine zweite nachgefolgt ist, welche

Familie mich zunächst veranlaßt hat, auf das Podium zu steigen, was ich ferner geleistet habe, das Alles ist mir längst entschwunden. Aber Herrn Wedeking's gütige Worte: „Du hast es Dir redlich verdient," die begleiteten mich, sie rechtfertigten mein Unternehmen. Geld verdienen, daß meine Mutter ruhig schlafen könne, daß sie leben dürfte, wie sie es wünschte, das war mein Streben. Und dies war das erste und leichteste Mittel, das sich mir darbot. Ich schien noch zu jung für irgend eine bessere Stellung, hatte weder Ausdauer noch Kraft zu ernster Arbeit, besaß eben nichts weiter als gute Laune und das Talent, meine Umgebung zu unterhalten. Jene aber, die mich einluden und aneiferten, auf diesem Wege fortzufahren, ermangelten solcher glücklichen Gaben. Wollten sie sich von der Arbeit erholen, sich zerstreuen, so bedurften sie eines Führers, eines Menschen, der anders geartet, leichteren Geblüts war. Ich lieferte ihnen die Anregung, die sie brauchten, und sie bezahlten den lustigen Knaben. Es war ein sehr natürlicher Handel. Niemand sah etwas Entehrendes darin.

Schneller als man es denken sollte, gelangte ich zu einer gewissen Berühmtheit in unserer Stadt. — „Ihr müßt den kleinen Roche-Blanche auffordern," sagte ein vermöglicher Hausvater zu dem anderen, „wenn ihr Leute bei euch sehen wollt. Solch ein

schmuckes Französlein versteht es besser als unsereiner, der müde vom Geschäft nach Haus kommt, die Gesellschaft in Stimmung zu bringen. Der gibt euch die besten Ideen für Alles, macht euch gleich ein halb Dutzend Entwürfe für die Tischkarte, die Toiletten der Damen; im Handumdrehen hat er euch den ganzen Saal voll Menschen gezeichnet, wie sie sitzen und stehen sollen. Er ist der geborene maître de plaisir."

Solche Lobpreisungen brachten mich weiter. Mein Stand und Name halfen noch mich zu empfehlen; die guten Leute fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, einen jungen Adeligen bei sich zu sehen. Wer konnte auch wissen, was künftig einmal aus mir werden würde? Ein Chevalier de la Roche-Blanche! Vielleicht war ich zu hohen Ehren berufen.

Und ich selber gab mir Mühe, meine Gönner zufriedenzustellen. Tag und Nacht dachte ich an meine Erfolge und war eifrigst bestrebt, mir noch mehr Talente für die Geselligkeit zu erwerben. Von der guten Frau Koch, der Gattin unseres Miethers, so krank sie zu der Zeit schon war, ließ ich mir auf ihrem klimperigen, alten Piano die Noten beibringen, von meiner Mutter kleine Lieder einstudiren — genau wie einst die Mariabella gesungen hatte. Meinen alten Lese- und Lerntrieb wandte ich nur noch auf solche Bücher, in welchen unterhaltsame

Dinge, Räthsel, Schnurren zu finden waren, die ich vor der Gesellschaft und zu ihrer Erheiterung vortragen konnte. So oft mir dann ein gewichtiges Päckchen mit dem Honorar für einen Abend zugestellt wurde, war meine Mutter jedesmal stolz. Der reiche Geber fügte dem Dank für ein wohlgelungenes Fest in seinem Hause wohl noch eine Entschuldigung bei, weil er es überhaupt gewagt, einem jungen de la Roche-Blanche die geringe Gabe als Zeichen der Dankbarkeit und zur Erinnerung anzubieten. Ich aber freute mich einfach des Geldes. Das ist sehr lange her.

Der einzige Mensch, der mit meinen schönen Erfolgen nicht einverstanden war, war Koch. Ich hatte über all' dem Vergnügen seine Zukunftspläne fast vergessen, ging nur in die Stunde noch, wenn es galt, mir für eine Costümzeichnung, eine Stickerei oder Decoration, die ich angeben sollte, seinen Rath einzuholen, und der Alte schimpfte gewaltig über meine heillose Lauheit. Darüber war seine Frau, die immer zu meinen Gunsten geredet, ihm gestorben; er brauchte weniger Geld als früher, gab das Schildermalen auf und konnte daher meines Beistands entbehren. Und nun traf es sich noch, daß einer seiner früheren Schüler vom Gymnasium her, der sich zum Maler bestimmt hatte, seine schon begonnenen Studien zu Düsseldorf aufgeben mußte, weil er sein Vermögen

verloren, und sich, in die Heimath zurückgekehrt, einstweilen zum alten Georg Koch in die Lehre gab. Dieser junge Kunstbeflissene — nennen wir ihn Ferdinand — war um Etliches älter als ich, von sehr guter Familie, fleißig, gewissenhaft, voll Ehrgeiz, recht, was man einen Streber nennt. Und er konnte dem Alten berichten, wie die Akademieprofessoren seine Strichführung gelobt, die er auf der Schule erlernt, bei Koch. Natürlich, daß dieser ihn in sein enthusiastisches Künstlerherz einschloß, mich mehr und mehr aus demselben verbannte.

Nun war ich aber in die Jahre gekommen, in welchen alle meine Freunde sich ihren Beruf wählten. Die meisten waren schon auf und davon, auf der Universität, in fernen überseeischen Ländern. Fritz Wedeking schrieb mir aus Japan, wie schön es dort sei, und redete mir zu, ihm nachzukommen. Ich hatte von jeher Reiselust. Aber wie und mit welchen Mitteln hätte ich dieselbe wohl befriedigen sollen?

Da sitze ich einmal in meinem Dachkämmerlein, — ein Frühlingstag war es, recht einer von denen, bei welchen sich das Herz in der Brust dehnt und sich sehnt, hinauszugelangen —, als Koch bei mir eintritt. Er fragt, was ich treibe, hört die Antwort nicht an, geht hin und her, betrachtet stumm das Bild meiner Mutter über dem Bett, an dem er selbst mir einst geholfen hatte, geht wieder auf und ab

und bleibt endlich an dem Tisch stehen, an dem ich eben mich mühe, ohne rechte Begeisterung ein Hochzeitscarmen zu verfassen.

„Höre, Junge," platzt er heraus, „ich gönn' es Dir gar nicht. Denn Du verdienst es nicht mit Deiner Trägheit. Aber ein ehrlicher Kerl bin ich einmal. Und verschweigen mag ich's Dir nicht. Willst Du also noch Maler werden — jetzt ist der Zeitpunkt. Nämlich, daß Du es nur weißt, es ist mir ein kleines Versehen passirt. Will ich da neulich des Ferdinand Skizzen mit einem feinen Empfehlungsschreiben an die Gesellschaft von Kunstfreunden senden, die ein Stipendium zur Romfahrt ertheilt. Und was erhalte ich zur Antwort? Beide Schüler erscheinen recht fähig, sie mögen jeder durch eine größere Arbeit beweisen, welcher mehr der Beihülfe werth ist. Als Thema sei ihnen der „Abschied" gegeben. — Beide Schüler! — Wie ich mir die Blätter ansehe, die man mir zurückgibt, da merke ich's erst: es sind mir zwischen Ferdinand's Sachen etwelche Hefte von Dir gerathen. Nun, das ist ein Zufall. Willst Du ihn nützen?"

Ob ich es wollte! Ein Stipendium, nach Rom fahren, Maler werden! Mir schwindelte vor so vielem Glück. Ich fiel dem Alten um den Hals. Ich lief hinunter zu meiner Mutter, ihr die herrliche Nachricht zu verkünden. Im Flur stolperte ich

über Ferdinand und Nanette, die sich irgend etwas sehr Wichtiges zu sagen hatten, und berichtete ihnen meine Freude und erwartete wohl gar von ihnen Theilnahme und Ermunterung. In meinem Jubel dachte ich nichts als: „Fort! hinaus in die weite Welt! reisen! schauen! nicht mehr für Andere Vergnügen ersinnen, sondern für mich selber leben und genießen!“ Ich ging umher in jenen Tagen wie ein junger Fürst, der sich gerade bereitet, seinen Thron zu besteigen.

Einstweilen mußte ich zwar noch, ehe ich die verlangte Prüfungsarbeit in Angriff nehmen konnte, mein Hochzeitsgedicht zu Ende bringen, auch die schon übernommenen Verpflichtungen für ein paar in den nächsten Wochen abzuhaltende Feste ausführen. Zum Malen fand sich sogleich nicht die Zeit. Mein Mitbewerber Ferdinand saß indessen schon eifrig im Atelier des alten Koch an einer gewaltig großen Leinwand, dem Abschied des Tobias. Es würde etwas ganz Herrliches, noch nie Dagewesenes werden. So berichtete mir mindestens Nanette, die mit dem neuen Hausgenossen — er war für die Zeit bis zur Entscheidung ganz zu dem Alten hinaufgezogen — überraschend schnell vertraut geworden. Ich selber konnte immer noch nicht zum Entschluß gelangen, wie ich den mir vorgeschriebenen Gedanken versinnbildlichen sollte. Ich sann und sann darüber nach,

bis ich von ungefähr mein Bild in der Wirklichkeit vor mir sah.

Ich weiß noch sehr deutlich den Abend — oder vielmehr Morgen —, da ich, von jener Hochzeit kommend, den Kopf heiß von allem eingeheimsten Lobe, am Fleeth entlang ging, über die Brücke, und stehen blieb und mir das Wasser ansah, den alten Krahn, die schon grünenden Linden, die Giebelhäuser, den Kirchthurm dahinter und mich fragte, wie das Alles wohl dreinschauen werde, wenn ich fort sei. Rom! Ich sehnte mich, es zu sehen. Aber Capitol und Forum mußte ich erst kennen lernen, wie sie mich. Dort in den großen Schuten im Fleeth hatte ich als Knabe gespielt, das gewölbte Holzdach des Krahns nicht ohne Lebensgefahr erklettert. Sie kannten mich so gut wie die Schiffer und die Speicherarbeiter hier unten, wie der Thürmer dort hoch im Kirchthurm, wie all die hübschen Mädchen und Frauen, die hinter den dichtgereihten Fenstern dieser Häuser noch im Morgenschlummer lagen, vielleicht von dem munteren Tanze träumend, den ich ihnen zur Nacht gespielt, den ich allernächster Tage ihnen zu Gefallen gern wieder aufspielen würde. Ja, wer würde denn für ihr Vergnügen sorgen, wenn ich nicht da war? Wie würden sie ohne mich fertig werden, sie Alle hier in der Gesellschaft? Sie — und erst die Meinen. Meine Mutter hatte in den

letzten Tagen ihre alten Haararbeiten wieder aufgenommen. „Ich muß mich gewöhnen, mehr zu verdienen, wenn Du erst fort bist," hatte sie mit ruhiger Stimme zu mir gesagt. Kein Wort des Vorwurfs, kein Laut der Klage. Ich wußte es aber doch, wie schwer es ihr fiel, mich gehen zu lassen, wußte es, weil es mir selbst so hart ankam. Konnte ich hier denn nicht Maler werden? Wozu mußte man erst nach Rom, um die Schönheit kennen zu lernen? War es hier nicht schön genug? Das berühmte Licht in der römischen Campagna, konnte es leuchtender sein, poetisch verklärender, weicher, als dieser goldschimmernde Frühsonnenschein, gedämpft vom Nebel über den Fleethen? Ich fühlte es ganz erst, wie sehr ich meine Vaterstadt liebte, wie innig die Menschen, wie heiß meine Mutter. Ich stand und starrte hinaus in den Himmel, in die Sonne, und sah mir wieder und wieder die Häuser an, das Fleeth und die Straße mit schwerem Herzen.

Aber dann ging ich eilig davon. Es drängte mich jetzt, das Bild, das mir so greifbar im Sinn stand, auf die Leinwand zu bringen, zu vollenden. Den Namen des Abschieds dachte ich zu rechtfertigen durch eine Männergestalt im Hintergrunde, die rückschauend noch ein letztes Mal die Heimath grüßte. Wenn nur erst die Prüfung vorbei, die Trennung

überwunden wäre, deren Vorahnung mir das Herz so schwer bedrückte!

Da ich nach Hause kam und an der Zimmerthür meiner Mutter vorüberging, trat ich nicht ein, um von dem Anblick ihres stillen, bleichen Gesichtes mir den Muth nicht lähmen zu lassen.

Das Werk, das ich mit hastigem Eifer sofort begann, gelang mir über mein eigenes Erwarten. Ich merkte im Malen nicht nur, daß ich Etwas konnte, sondern auch, daß mir gerade diese Arbeit wundersam lieb war. Der alte Koch besuchte mich manchmal, stand hinter mir und sah mir zu, wie ich ihm früher, und schüttelte den Kopf und sagte: „Junge, woher hast Du das nur? Man fühlt förmlich die Wehmuth Deiner Abschiedsstimmung aus dem kleinen Bilde heraus."

Mit jedem Tag ward mir freier ums Herz, konnte ich meinen Kopf höher tragen. Und so sehr nahm mir mein Werk die Gedanken in Anspruch, daß ich es kaum beachtete, wie alle Anderen in unserem Hause Tag für Tag stiller, bedrückter umhergingen.

So war ich beinah fertig geworden. Nur ein letztes Mal noch wanderte ich zu derselben morgenfrühen Stunde wieder durch dieselbe Straße, sie in Gedanken mit ihrem Abbilde zu vergleichen. Da ich heimkam, den Kopf erfüllt von Farben und

feinen Lichteffecten, die ich noch verwerthen mußte, und eben die Treppe zu unserem ersten Stockwerk ersteige — die alten Stufen knacken und knarren —, da sehe ich Zwei auseinander stieben. — Wieder der Ferdinand und Nanette.

„Was habt ihr nur immer mit einander zu tuscheln?“ frage ich. „Und dann versteckt ihr euch, wenn ich komme; macht mich doch lieber zum Mitverschworenen.“

„Dich!“ — die Nanette wendet sich verächtlich von mir, das Tuch vor den Augen.

„Ja, mich. Willst Du mir nicht freundlichst sagen, was ich verbrochen habe, Deinen Zorn zu verdienen? Ich merke schon die ganze Zeit her, daß Du irgend etwas gegen mich auf dem Herzen trägst, und bin mir doch keines Unrechts bewußt. Am wenigsten eines, das Dich berührt.“

„O Du!“ schluchzt sie, „wie oft hast Du nicht sonst gesagt, Du würdest Alles thun für die Mutter. Und nun willst Du fort, und ich muß bleiben. Ja, und mich würde sie niemals entbehren, Dich aber .... Sie weint jetzt jede Nacht durch.“

„Die Mutter weint?“

„Gewiß. Du siehst und hörst ja nichts anderes mehr als nur Dein Bild. Sonst hättest Du es längst gemerkt, wie es um uns zwei steht, daß hier der Ferdinand und ich ....“

„Nanette," flüstert er, „sei still, sei vernünftig Du hast mir versprochen!..."

„Halt," fahre ich dazwischen, „ich bitte mir aus, daß ihr eure Geheimthuereien von jetzt an aufgebt. Ich bin der Bruder, wenngleich ein jüngerer, und habe für meine Schwester zu sorgen. Also, was gibt es?"

„Wir lieben uns," ruft sie, „begreifst Du's denn noch nicht? Wir hatten gedacht, uns heirathen zu können, wenn Ferdinand erst in Rom als Maler selbständig geworden. Aber nun bist Du dazwischengekommen. Und Dein Bild wird die Leute bestechen. O, Jean-Louis, mein lieber, bester, einziger Bruder, stelle es nicht aus. Thu' es für mich, für ihn, für die Mutter! Sonst wirst Du am Ende wirklich das Stipendium erhalten!" —

Das also war es. Ich schob die Schwester auf die Seite und nahm mir den Herrn Ferdinand mit auf mein Zimmer. Wenn das Stipendium ihm zufiele — das er kraft seiner Familienverbindungen sicher zu gewinnen gehofft, bis ich sein Nebenbuhler geworden —, hatte er gedacht, sofort nach Rom zu gehen, dort anfangs fleißig zu copiren, in ein bis zwei Jahren genug zu verdienen, um seine Braut heimholen zu können und alsdann in der großen Kunst das Größte zu leisten. Seine Sicherheit machte mir Eindruck. Vielleicht, dachte ich, ist er

wirklich mehr Künstler als ich, und ich thue Unrecht, ihm die Lebensbahn zu durchkreuzen. Er sprach mit so fester Ueberzeugung. Ihn ängstigte kein bitterer Vorgeschmack künftigen Heimwehs, keine Sorge. Und Nanettens Lebensglück, und meiner armen Mutter Thränen .... Schließlich gab ich ihm die Hand: „Versuche es," sagte ich, „ich will Dir nicht im Wege stehen."

Als ich zu meiner Mutter kam — ich hatte den Beiden feierlich geloben müssen, das Geheimniß einstweilen zu wahren — und ihr mit ruhiger Miene erklärte, ich habe es mir überlegt, das Fortgehen fiele mir doch zu schwer, ich wollte fürs Erste noch hier bei ihr bleiben, da sagte sie leise: „Ah, mon petit, mon petit! wie soll ich es Dir danken, was Du an mir thust! Siehst Du, es wäre zu hart gewesen. Wenn ich Dich hätte fortlassen müssen, ich hätte nicht weiterleben können."

Nun, damit war's aus. Ich blieb, wie gesagt. Die Concurrenz fand nicht statt, Ferdinand schickte seinen Carton ein, erhielt das Stipendium, und ich dichtete, wie's mein Beruf war, ein passendes Festspiel zum Abschiedscommers. Doch habe ich hier gleich einzuschalten, daß von all' den schönen Dingen, die ich dazumal ihm prophezeit, wenig wahr geworden ist. Der Maler Ferdinand in Rom copirte fleißig, wie er geplant. Man hörte als guten Gesellschafter

und Cicerone zureisender Stadtgenossen seinen Namen häufig nennen. Sonst aber nicht viel. Die Heimholung der Nanette ließ auch auf sich warten. Als meine Mutter, bald nach des jungen Künstlers Fortgang durch einen Zufall doch von dem geheimen Einverständniß der Beiden erfuhr, ergoß sich all' ihr Zorn auf mich.

„Wie, Du glaubst an den glatten Menschen und seine Versprechungen? Du verstehst Dich auf Physiognomien so wenig, siehst es nicht, wie dieser Ferdinand nur sich fördern will? Nun, das gelingt ihm ja, wie ich merke. Nanette, das schwache, arglose Kind, schenkt ihm ihr Herz. Durch sie nimmt er Dich ein. Durch Deine Güte wird ihm das Stipendium. Mit dem Gelde läßt sich schon weiter streben. So wird er Stufe um Stufe erklimmen. Doch die, auf welcher er eben gestanden, wird er im Aufwärtssteigen verachten, von sich stoßen, zurück in die Tiefe. Und unsere Nanette, merke es Dir, die holt er sich nie. Dein Opfer ist umsonst gewesen."

Sie sollte, wie immer, Recht behalten.

Uebrigens ist's mit dem einen Versuch, einen anderen Beruf für mich zu finden, nicht gethan gewesen. Meine guten Freunde, Fritz Wedeking an ihrer Spitze, gaben sich redliche Mühe um mich. Er hatte als Knabe von jeher zu meiner Vortrefflichkeit hinaufgesehen. Jetzt, da er das erste Mal

zum Besuch von Japan zurückkam, mochten ihm Reise und Entfernung den Blick für so manche Dinge erweitert haben. „Ist es wahr," fragte er, „daß Du es ausgeschlagen hast, nach Rom zu gehen und Maler zu werden? Rosch, alter Freund, das ist ja undenkbar! Du willst doch nicht Dein Lebenlang vor diesen Philistern zu ihrem Vergnügen den Narren machen? Für einige Zeit mochte das ganz gut sein, als Du ein Knabe warst. — Aber für immer . . . Es wäre ein nichtswürdiges Metier. Noch dazu für einen Menschen, der so viel in sich hat wie Du!"

„Höre Fritz," gab ich zur Antwort — wir saßen in meinem alten Schlupfwinkel, dem Giebelkämmerchen unter dem Dach, das ich mit Skizzen und Bildern mir recht behaglich austapeziert hatte, und der Phylax, Fritzens steter Begleiter, schaute aus seinen klugen Augen zu unseren Reden nachdenklich drein — „höre, ich bitte Dich, übe keine zu späte Kritik mehr an dem, was geschehen. Möglich, daß es übereilt war. Doch ist es geschehen. Wenn Du mir aber beistehen willst, aus meinem Leben noch etwas Besseres herauszuschlagen, als ich allein es zu Stande brachte, so nehme ich gern den Freundesdienst an. Nur eins: wie und was es auch sein mag, es darf mich nicht von hier entfernen, von meiner Mutter."

Und darin lag die Schwierigkeit. Erst von

London aus, wo Fritz seines Vaters Haus vertrat, dann hier, als er sich selbständig machte, was hat er nicht Alles versucht, unternommen, mir zu helfen! Es ging auch Alles wohl eine Zeit lang. Ich führte die französische Correspondenz im Comptoir, ich schrieb für eine fremde Zeitung, ich bekleidete mehrere kleine städtische Aemter. Doch es wollte nie so recht fruchten. Ein jeder wirkliche Beruf erfordert ruhige Stetigkeit, die ich nicht besaß. Aehnlich wie dem Schauspieler, der bei seinen Gastrollen durch allzu vielen Beifall verwöhnt, sich nun für ein stehendes Publicum nicht mehr Mühe geben mag, so erging es mir; ich that nur gern, was von aller Welt laut bewundert wurde. Ohne Lob wußte ich nicht zu leben, ich brauchte dessen immer mehr und mehr. Und auch des Geldes bedurfte ich dringender, als vor Zeiten, so einfach unser Haushalt war. Da der Baptiste nach langen Leiden endlich starb, erkrankte die Mutter, wahrscheinlich in Folge der Anstrengungen, die sie sich bei seiner Pflege zugemuthet. Und als die schlimmste Gefahr vorüber, und als wir meinten, aufathmen zu können, da erklärte uns der Arzt, daß sie den vollen Gebrauch ihrer Glieder niemals wieder erlangen könne. Sie, die bisher für Alle gesorgt, die mit der Arbeit ihrer emsigen Hände uns Kinder ernährt und aufgezogen, sie sollte fortan unfähig sein, sich nur zu bewegen. Hellen Geistes war sie wie immer,

voller Antheilnahme für Jeden, rasch entschlossen, klug und klar. Aber sie war und blieb gelähmt.

Damals sind meine ehrgeizigen Knabenträume längst begraben gewesen. Immer beschäftigt, neue Feste und Vergnügungen zu erdenken, von allen Leuten in Anspruch genommen, um Rath befragt, kam ich mir selbst ganz wichtig vor. Fast unbemerkt bin ich so von dem einen in das andere Jahr, von einem in das andere Jahrzehnt, hinübergelangt. Ueber mich und meinen Beruf ernster nachzudenken, habe ich nie die Zeit gehabt. Und als ich dann doch aus diesem Halbschlaf des Gewissens aufgeweckt wurde, durch die einfache Frage: „Was sind Sie, mein Herr?“ — da ist es schon zu spät gewesen und mein Leben verspielt.

Weshalb ich gerade sie lieben mußte, die mich so fragte? Ich kann es nicht sagen. Ich stand nicht mehr in der ersten Jugend, ich hatte viele Frauen gekannt, schönere, glänzendere als sie. Aber noch jetzt, nach mehr als dreißig langen Jahren, fühle ich ein Zucken im Herzen, wenn ich jener Zeit nur gedenke.

Da ich sie zum ersten Male sah, saß sie an den großen Flügelthüren, die zum Garten geöffnet waren. Wie nun die Kinder, die mich jubelnd bei meinem Eintritt empfangen und zu ihrem Sitz hingezerrt hatten, damit ich die fremde, große Schwester kennen lerne, ohne mich ihr vorzustellen, weiterstürmten,

hob sie erstaunt die dunklen Augen und wiederholte in fragendem Tone meinen Namen, den ich selbst ihr nennen gemußt: „De la Roche-Blanche? — das klingt ja französisch. Darf ich französisch zu Ihnen reden, ungescheut, wie zu einem Landsmann?"

Und ich: „Gewiß, gewiß, mein Fräulein. Ganz wie Sie es wünschen." — Das war Alles, was ich ihr zu erwidern wußte.

In der alltäglichen Umgebung, in dem bekannten, wohlhäbigen Hause dies zarte Wundergeschöpf zu finden, das überraschte mich so sehr, daß ich kaum begriff, was ich sagte. Erst nach und nach entsann ich mich, wie man mir früher von einer ersten Ehe des Hausherrn schon erzählt und von einem Kinde, das irgendwo „drüben" geblieben war. Seit ich die Familie kannte, das heißt seit fünfzehn Jahren und mehr, lebten sie hier. Die Frau, eine Honoratorentochter, die lustigen, derben Kinder, die allesammt mir zugethan waren, der ganze gutbürgerliche Zuschnitt des Haushalts, alles das stand in dem denkbar schärfsten Contrast zu dieser vornehm ätherischen und exotischen Erscheinung.

Sie schien das selbst ein wenig zu fühlen. „Ich will versuchen, hier heimisch zu werden," sagte sie. „Nun ich weiß, daß Jemand da ist, mit dem ich natürlich in meiner Sprache plaudern kann, wird es mir auch eher gelingen. Als die Kinder hier, bei

meiner Ankunft aus Westindien, mich gleich so herzlich, so geschwisterlich empfingen, kam ich mir kalt und förmlich vor. Ich mußte meine Begrüßungsworte erst suchen, langsam übersetzen. Die neue Mama — sie ist so gut, sie hat verlangt, daß ich sie so nenne — wollte, um mir Freude zu machen, immer französisch mit mir sprechen. Aber ich litt es nicht. Denn nun schien mir's, als ob auch sie der trennende Nebelschleier verhülle, der mir so schwer vor den Augen lag. Nur mein Vater ist mir nicht fremd; der spricht zu mir mit einer Stimme, die mir vertraut und heimathlich klingt. Aber," fuhr sie heiter fort, „die Mama hat Unrecht gethan, mich zu überraschen. Warum sagte sie nichts davon, daß ich heute Abend in der Gesellschaft einen Franzosen treffen würde? Hat sie mir sonst doch alle Freunde, die kommen sollten, bei Namen genannt und genau beschrieben."

„Und keine von diesen Beschreibungen will auf mich passen?" fragte ich.

„Nein, keine! So müssen Sie wohl versuchen, sich selbst mir zu schildern, wenn wir auch noch nicht förmlich einander vorgestellt sind."

Ich erzählte ihr auf ihr Verlangen von mir und meinem Leben. Doch ich verwirrte mich dabei, stockte und wußte die rechten Worte nicht zu finden, ich, der ich sonst stets der gewandteste Redner, nie um

eine Phrase verlegen war. Sie aber nickte verständnißvoll, als habe sie Alles sehr wohl begriffen. „Das gefällt mir von Ihnen, das ist recht, daß Sie Ihre kranke Mutter lieben und um ihretwillen am Orte bleiben. Sehen Sie, wie gut ich die Menschen kenne! Als Sie vorhin sich von den Kindern so lustig ins Zimmer zerren ließen, dachte ich's gleich, daß man Ihnen vertrauen dürfe. Aber noch Eins möchte ich wissen. Sie sehen mir anders aus, als die Leute sonst hier. Zwar, Sie sind Franzose. Aber doch.... Sind Sie denn auch Kaufmann, wie mein Vater und alle? Ich bin sehr neugierig, nicht wahr? Sagen Sie's mir, was sind Sie, mein Herr?"

Die Thür flog auf. Es erschienen zu gleicher Zeit etliche Gäste und die Hausfrau. Wie ich den Leuten dankte, daß sie gekommen, in unser trauliches Alleinsein so plötzlich hereingebrochen waren! Wie ich aufathmete, als sich nun Alle um das schöne Mädchen drängten, mich von ihr trennten! So war ich der Verpflichtung enthoben, auf ihre verfängliche letzte Frage eine Antwort zu geben, ihr sagen zu müssen, was ich sei. Was war ich denn auch? Zum ersten Male fragte ich es selbst mich deutlich.

Die Kinder hatten, da sie mich müßig abseits stehen sahen, ihre Rechte an mich wieder geltend gemacht. Sie zogen mich hinaus ins Freie auf den viereckigen erhöhten Altan am Ende des Gartens.

Der Blick von dort schweift hinaus, weit bis über den Fluß. Drüben, im Duft am Horizont geht die Sonne zur Rüste. Es ist mild und warm. Die Nachtigall schlägt. Und der kleine Karl, der älteste, ein keckes Bürschlein und mein ganz specieller Freund, plappert mit seinem Kinderstimmchen mir etwas vor. Ich weiß nicht, was. Denn ich höre ihn nicht, und nicht den Vogel, und nicht die Menschen, die im Garten lustwandelnd unter dem Altan vorübergehen. Ich höre nur, was ich selbst mir sage, laut, eindringlich, Alles übertönend: „Sei kein solcher Thor. Rede Dir nichts ein, was undenkbar wäre. Du hast nichts, bist nicht einmal frei. Und um dies Mädchen zu erringen, um zu ihr nur aufblicken zu dürfen, müßtest Du ein ganzer Mann sein und ihrer werth!“ —

Es ist Nacht geworden. Die sorgsame Hausfrau hat vorgeschlagen, da es kühl ward, den Garten zu verlassen, und mich gebeten, ein wenig zu spielen, damit die Jugend tanzen könne. So sitze ich denn und hämmere meinen Walzer herunter. Aber nicht halb im Schlaf, wie wohl sonst. Heute zuckt es mir in den Fingern, und es sauft mir in den Ohren, mein rascher Herzschlag gibt den Takt an. Fest habe ich mir vorgenommen, den Kopf nicht zu wenden. Aber ich weiß es doch genau, so oft sie hinter mir vorübertanzt. Und wie sie tanzt! Es ist

ein Gleiten, ein Schweben, Wiegen, als trüge die linde Abendluft, die zu der geöffneten Thür hereinströmt, sie sanft und leicht, nach dem Klang der Musik dahin. Die anderen Tänzer halten inne, ihr zuzuschauen. Fritz Wedeking, sonst ein gewandter Ballherr, sieht derb und bäuerisch aus neben ihrer Elfengestalt. Da der Tanz aus ist, bleibt sie in meiner Nähe stehen, lächelnd, ohne jede Erregung, ohne Erhitzung, als fließe unter der silberweißen, mattschimmernden Haut das Blut so gleichmäßig ruhig wie vorher. Nur ihre Augen blicken heller, glänzender, als vor einer Stunde, unter den dunklen Wimpern hervor.

Und die Paare ordnen sich neu, und ich spiele weiter. Sie hat mich — ich fühle es — von der Seite ein paar Mal halb verwundert betrachtet. In der nächsten Pause, nachdem sie mit verschiedenen Herren, zuletzt mit dem Grafen Berg getanzt hat, einem jungen Attaché bei einer mitteldeutschen Gesandtschaft, kommt sie plötzlich quer durch den Saal zu mir herüber. „Sie haben sich nun lange genug für unser Vergnügen angestrengt, Monsieur de la Roche-Blanche," spricht sie und wirft Fächer und Handschuhe auf den Deckel des Flügels, „ich bin überzeugt, Sie selber müssen auch gern tanzen. Wenn sich sonst Niemand erbietet, für Sie einzutreten, so will ich's versuchen, Ihr Amt auszufüllen,

tant bien que mal.“ — Und sie macht Miene, meinen Platz einzunehmen.

Zwei Stunden lang habe ich mir auseinandergesetzt, daß ich nicht wieder wie vorhin, als ihresgleichen mit ihr verkehren will. Ich habe mir gesagt, daß ich eine Mauer zwischen ihr und mir errichten müsse. Aber bei dem ersten Ton ihrer weichen, verschleierten Stimme bricht die hohe Mauer zusammen. „Wenn Sie, Mademoiselle Claire, am Klavier sitzen würden, wie sollte dann der Tanz mich freuen? Lassen Sie mich ruhig spielen. So kann ich Sie mindestens tanzen sehen!“

Sie lacht. Sie ist es von jeher gewohnt, daß man ihr Schmeichelhaftes sagt, und sie hört es nicht ungern. Es ist keine Spur von Ziererei noch von falscher Scham in ihrem Wesen. „Oh, que vous êtes français!“ sagt sie nur, indem sie gehorsam die Handschuhe wieder über die schlanken Finger streift.

Fritz Wedeking, der ihre Worte gehört hat, klopft mir auf die Schulter: „Ja, ja, der versteht es! Er kann ebenso gut Walzer spielen, wie auf Französisch Complimente drechseln. Ach, Fräulein Claire, hätte unsereiner nur von seinen Talenten ein Zehnttheil!“

Der arme Junge! Er verschlingt sie mit seinen ehrlichen Augen. Sie aber sieht ihn nicht und fährt

fort, langsam an ihren Handschuhen zu nesteln. „Versteht Herr de la Roche-Blanche denn wirklich so Vieles?“ fragt sie, den Blick auf dieselben gesenkt.

„Alles!“ gibt Fritz überzeugungsvoll zur Antwort mit der alten bewundernden Anhänglichkeit seiner Knabenzeit.

Der Graf Berg ist herangekommen, sie noch um eine Tour zu bitten. Sie zögert. „Ich weiß nicht,“ spricht sie, „ob wir wirklich Herrn de la Roche-Blanche noch länger in Anspruch nehmen dürfen . . .?“

„Den Rosch?“ — Der junge Herr Graf ist mir nie sehr sympathisch gewesen. Obwohl er fremd war, hatte er von Anfang an mich mit dem verkürzten Namen gerufen, den mir die Jugendfreunde gegeben. — „Den Rosch? Mein gnädigstes Fräulein, wie mögen Sie nur seinethalben in Sorge sein. Er ist ja dazu eingeladen. Sein sehr beneidenswerthes Metier ist's, zu unserem Tanze aufzuspielen.“

Den Rosch! — Nur diesen ersten kurzen Ausruf hat sie erfaßt. Mit leiser Stimme wiederholt sie das Wort. Dem Grafen wie Fritz gibt sie mit entlassender Handbewegung zu verstehen, daß sie nicht tanzen will. Sie läßt sich auf den Stuhl neben dem Flügel sinken, blaß bis in die feinen, beweglichen Lippen, die sich fest aufeinander pressen. Den Blick hat sie von mir abgewendet und sitzt dort regungslos und starrt vor sich nieder.

Ich spiele weiter. Die Anderen tanzen.

„Also hatte Ihre Frau Mutter doch nicht vergessen, einen der erwarteten Besucher Ihnen zu beschreiben?“ so spreche ich mitten im Walzer, wo nur sie mich hören kann. „Schade, daß sie bei der Schilderung mich mit einem kürzeren Namen genannt hat, als ich selbst mich Ihnen vorstellen konnte.“

„Sind Sie's denn wirklich?“ fragt sie tonlos.

„Ja, Fräulein Claire, ich bin der Rosch. Wundert Sie das? Vordem hielten sich nur die Fürsten am Hofe ihre Gaukler und Narren. Die Welt ist demokratisch geworden. Doch die Bedürfnisse der Menschen sind im Grunde die gleichen geblieben. So hat sich diese gute Stadt denn auch ihren Spaßmacher angestellt. Und trägt er nicht mehr die Schellenkappe, noch das Kleid mi-parti, wie sein Vorfahr der Hofnarr, sein Stand ist, — er sollte das nie vergessen! — der alte geblieben. Trotz seines regelrecht schwarzen Fracks, trotz der hohen weißen Binde achtet man ihn gering, wie jenen.“ — So rede ich mit bitteren Worten, indessen ich die lustigen Weisen ertönen lasse. Und sie schweigt und sieht mich nicht an. —

„Was ist Dir, Jean-Louis?“ fragte mich am nächsten Morgen meine Mutter, als ich zum Frühstück bei ihr eintrat, „was hast Du gestern Abend erlebt, das Dich so ungewöhnlich erregte?“

„Ich! ich wüßte nicht. Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?“

„Dein Schritt auf der Treppe verrieth es mir. Wie sollte ich Deinen Schritt nicht kennen! — Wenn ich lange Nachts wach gelegen und Dich heimkehren höre, weiß ich immer, wie Dir zu Muth ist, ob froh oder trüb. Heute aber, — mein liebes Kind, was hat's nur gegeben? Ich habe kein Auge mehr schließen können.“

Arme Mutter! Ich beugte mich über sie und küßte ihre gekrümmten, machtlosen Finger. Und dann erzählte ich ihr und Nanette, daß es ein Abend gewesen wie alle, an dem ich viel zum Tanz gespielt hatte. Es war ein junges Mädchen da, die Tochter des Hauses, in die sich Fritz Wedeking, mein Freund, wie es schien, gleich beim ersten Anblick verliebte. Ich hatte noch lange mit ihm im Mondschein promeniren, seine Reden anhören müssen. Davon ward ich müde. Das war Alles. „Ich rathe Ihnen,“ so schloß ich, gegen die Mutter gewandt, „lieber zu schlafen, als auf den Ton meiner Schritte zu horchen. Sie hören, fürchte ich, sonst noch Dinge, die nicht sind.“

Ma mère nickte nur still vor sich hin. „Du sprachst nie früher von jenem Mädchen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Nein, wie sollte ich? Ich sah sie nie früher.“

„Nicht früher als gestern?“ — Die alte Frau

seufzte. Und wieder nach geraumer Weile, nachdem ich verschiedene häusliche Dinge mit Nanette verhandelt hatte, begann sie plötzlich: „Wie sieht sie aus?"

„Wer, ma mère? wen meinen Sie?"

„Das junge Mädchen, von dem Dein Freund so sehr entzückt war. Ich möchte gern etwas mehr von ihr hören. Und woher kommt sie?"

So mußte ich berichten, was ich selber zum Theil erst gestern erfahren hatte, wie Claire, die bei der Geburt ihre Mutter verloren, auf Guadeloupe bei ihren Großeltern geblieben war, bis diese kaum vor einem Jahr ihr starben, und sie inmitten des weitläufigen Besitzes ganz allein stand. Da hatte sie endlich dem Verlangen ihres Vaters nachgegeben und war mit Freunden nach Europa zu ihm gekommen.

„Also eine Creolin," sagte meine Mutter, „schön, reich und sehr stolz. Dein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten. Sie kann ihm bitteres Herzeleid bringen."

Mein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten .... Ich habe ungezählte Male mir meiner Mutter Wort wiederholt. Und dennoch ....

Als der Abend herankam, stand ich am Fleeth, vor dem stattlichen, hoch aufgetreppten Giebelhause, vor dem die breitästigen, duftenden Linden den alten Krahn überschatteten. Es lag in der Straße, welche schon einmal, als ich mein Prüfungsbild malen gewollt,

in meinem Leben mir wichtig gewesen. Und ich zog an der Glocke, um mich zu erkundigen, wie der gestrige Abend den Damen bekommen. Das Dienstmädchen führte mich durch den gewölbten Flur in den langen Garten. Auf dem Altan am Ende desselben saß Frau Louise, ihren Jüngsten auf den Knien. Ueber die Brüstung beugte sich Claire und grüßte mich mit ihren dunklen Augen .... „Dein Freund, der sie liebt, er sollte sich hüten“ .... Ich hatte das Wort vollständig vergessen.

Von da an sahen wir uns häufig, fast jeden Tag.

Ein Mensch wie ich, der ich zu jener Zeit zwar noch nicht der alte, doch immer der Rosch war, ein Halbgeschöpf, erschien den Eltern wohl kaum gefährlich, nur zur Unterhaltung des verwöhnten, der Zerstreuung bedürftigen Mädchens gerade geeignet. Manchmal, wenn ihre Mutter, Frau Louise, von Hausfrauenpflichten in Anspruch genommen, uns länger, als gewöhnlich, allein ließ, schüttelte Claire selbst den Kopf. „Was für wunderliche Sitten Ihr hier zu Lande habt,“ sagte sie; „die Großmutter hätte das nie geduldet. Ich durfte mich mit keinem Herrn, ob fremd, ob bekannt, allein unterhalten. Es klingt wohl recht gut, so viel freier zu leben. Aber es ist eine trügende Freiheit. Hier muß man sich selber mit Schranken umgeben, vorsichtig sein, nachdenken,

erwägen. . . . . Dort, unter der Großmutter ängstlicher Obhut war ich weit weniger gebunden als jetzt."

Trafen wir uns dann in Gesellschaft, und bemühten alle Anderen sich um sie, so fühlte ich, wie über alle hinweg ihr Blick mich suchte. Sie schien zu wissen, was ich dachte. Wenn ich sie einmal meiden wollte, so sagte ihr Blick: Thu's nicht, es schmerzt mich. Dann war ich in der nächsten Secunde an ihrer Seite.

Unter allen ist mir ein Abend deutlich im Herzen haften geblieben. Wir befanden uns draußen auf dem Landhaus eines ihrer Verwandten, und ich hatte vorgeschlagen, daß die ganze Gesellschaft gemeinsam eine Fahrt auf dem Fluß unternehmen solle. Dabei kamen Alle in gute Stimmung, wir plauderten, lachten, vergaßen darüber, genau auf Richtung und Strömung zu achten, und fanden uns plötzlich festgerathen auf einer Sandbank. Trotz vereinter Anstrengungen gelang es nicht, das große, schwere Boot loszubringen. Da gab's kein Mittel als Geduld. Wir mußten eben die Fluth abwarten, die uns forttreiben würde. Die Zeit zu verkürzen, ward gesungen. Aber die Stimmen wollten nicht recht zusammenklingen, der Mond schien so träumerisch, es war auf dem Flusse so wundersam still, nach und nach verstummten die lustigen Lieder vor dem feierlichen Ernst dieser Nacht. Ich saß auf meine Ruder gelehnt, sah, wie das Wasser silbern blitzend an ihnen

niederrieselte und hörte die Tropfen einzeln hinabfallen in den Strom. Ich hätte den Kopf nur zu wenden brauchen, um sie zu sehen, Claire. Doch wandte ich ihn nicht.

Graf Berg, der in ihrer Nähe saß, plauderte allerhand tolles Zeug. Sie ließ ihn reden.

Ich bemerkte auch, wie Fritz unruhig wurde. So oft er den Grafen um sie bemüht sah, packte ihn die Eifersucht. Und da er kein anderes Mittel fand, Jenen zum Stillschweigen zu zwingen, verlangte er, ich solle Etwas erzählen. „Haben Sie je den Rosch gehört, Fräulein Claire?“ fragte er; „nein, Sie können's nicht wissen, wie schnell er die Zeit verstreichen macht.“

„O ja, ich weiß es,“ sagte sie leise.

„Wenn er erzählt,“ fuhr Fritz eifrig fort, „dann denke ich mir, ich sei wieder zum Knaben geworden, der, anstatt gehorsam sein Pensum zu lernen, Abends aus dem Hinterfenster in den Hof hinabkletterte, über die Planke zum Nachbarn hinüber und dort durch den Thorweg. In der Straße saßest Du, Rosch, alle Jungen rund um Dich her, und ich hockte mich nieder, ganz klein, im hintersten Winkel an der Hauswand, daß mein Vater, der, aus einer Sitzung heimkehrend, vorüberging, mich nicht sehen sollte. Weißt Du, daß ich, um Deine Märchen zu hören, selbst etliche Prügel stillschweigend ertrug?“

„Sie sind ein guter Mensch, Herr Wedeking," sagte Claire zu ihm.

„Ein Märchen, ein Märchen!" rufen die Anderen, „lassen Sie hören."

Und ich erzähle ihnen, ganz leise, das Märchen von dem Königssohne, der sich in einen Stern verliebt. Er zieht aus, den Stern zu suchen. Und er wandert Tag und Nacht durch fremde Länder, öde Wüsten, über die Berge, ohne dem Himmel näher zu kommen. So gelangt er zuletzt an das Meer. Da hört sein Weg auf, er kann nicht weiter. Müde und traurig legt er sich schlafen. Es ist tiefe Nacht, als er wieder aufwacht. Er aber meint schon im Himmel zu sein. Denn neben ihm, aus dem feuchten Grunde blickt sein vielgeliebter Stern ihm traut entgegen. Da breitet er die Arme aus und stürzt sich vorwärts; das Sternlicht zertheilt sich, zugleich mit den Wellen, in die er hinabsinkt. Hoch über ihm aber am Himmel droben steht der Stern, so fern wie vorher, unerreichbar, unbeweglich, leuchtend und klar.

Der junge Graf Berg murmelt zwischen den Lippen, da ich geendet: „Recht hübsch, besonders für Kinder." Die Uebrigen schweigen. Sie bemerkten es nicht, wie die Fluth herankam, wie sie das Schiff hob, wie sie nun leise, während ich mit meinem Ruder die Richtung angebe, uns weiter trägt, dem Lande zu. Die Wellen gluckſen und schluchzen heimlich

um unsern Kiel. Still gleiten wir hin durch die schweigsame Nacht, voll unsäglicher Traurigkeit, voll unaussprechlich wonnigen Glücks.

Am Land, beim Aussteigen, liegt ihre Hand eine Secunde lang auf meinem Arm. Ich könnte die Hand an die Lippen ziehen, sie würde es dulden. Aber:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht . . . .

„Mein Märchenprinz ist ein vermessener Thor gewesen, nicht wahr, Fräulein Claire, scheint es Ihnen nicht auch so?“ frage ich.

Sie blickt mich an mit einem wunderlich erschreckenden Blick und gibt keine Antwort und geht ins Haus.

Am Abend spät, während sie mit ihren Eltern zur Stadt zurückfährt, wandern wir friedlich heim miteinander, Fritz Wedeking, der Phylax und ich. Jene zwei scheinen herzensfroh. Der Hund springt voraus, und sein Herr drückt mir immer wieder die Hand. Sie hat gesagt, er sei ein guter Mensch. Beim Abschied hat sie dem Phylax den Kopf gestreichelt. Das thut ihm wohl, fast als wäre es ihm selber geschehen.

„Siehst Du,“ sagt er, „die Anderen, die Alle ihre Schönheit bewundern, wissen ja gar nicht, wie sie ist. Als ich so im Boot saß und sie unbe-

merkt anschauen konnte, indeß Du erzähltest, habe ich es erst recht empfunden, wie ihr Gesicht die reine, stolze Seele spiegelt. Du mußt mir helfen. Denn ich weiß es, alter Rosch, Du verstehst sie. Und daß sie auch Dir so gut ist, von Anfang Dir entgegenkam wie . . . nun, wie sie es that, das war's, woran ich ihr Wesen erkannte."

Ich hörte seine Reden und schwieg. Ihm nicht und nicht einmal mir selber durfte ich sagen, was ich fühlte. Die Leute um mich her sprachen täglich davon, wer wohl das schöne, reiche Mädchen heimführen werde, ob Fritz Wedeking, ob ein Anderer. Man befragte mich um meine Ansicht. Frau Louise, ihre gute Stiefmama, zog mich zu Rath, was ich wohl denke, wie Claire's Entscheidung fallen werde. Und selbst bis in unser stilles Häuschen war die Fama gedrungen. Nanette, die ihr eigenes Hoffen längst eingesargt hatte, lebte auf, sobald sie von fern nur von der Verlobung einer Anderen etwas hörte.

„Ist es wahr," fragte sie, „daß Dein Freund Fritz das schöne Fräulein aus Westindien heirathen wird? und hörte ich recht, daß man die Verbindung erst bei dem Fest zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Firma Wedeking anzeigen will? Du mußt es doch wissen, Du ordnest ja Alles zu der Gesellschaft. Und passen denn die Zwei auch zusammen? und werden sie glücklich?"

Meine Mutter verwies ihr die Fragen. „Schwatz' nicht so, Nanette. Kannst Du Deine Neugier gar nie beherrschen! Was geht das uns an! Und wenn Jean-Louis etwas davon wüßte, im Vertrauen wäre, meinst Du, er würde uns es verrathen, was seinen liebsten Freund betrifft?"

Meine Mutter hatte seit jenem ersten Abend nie wieder des Mädchens erwähnt. Aber ich sah ihre forschenden Augen, die mir folgten, die sich um mich sorgten. Ich wich ihr aus. Und ich ging auch Fritz aus dem Wege, der von mir Rath und Beistand wollte, seinen Eltern, allen Fragern.

Das Fest bei den Wedekings gab mir den Vorwand, Claire weniger als bisher zu besuchen. Ich hatte zu thun mit Dichten, Einstudiren, Probiren. Wenn man eine Aufführung von etwa hundert Dilettanten zu ordnen und zu leiten hat, mag man von all' dem Hin und Her schließlich die gute Laune verlieren. Es konnte Niemand sich darüber wundern, daß ich zerstreut und abgespannt schien. Sie sah es auch wohl. Denn sie fragte mit keiner Silbe, weshalb ich fortblieb. Und wenn wir uns auf der Probe trafen, — ich hatte selbstverständlich auch ihr eine Rolle zutheilen müssen —, so lag Etwas trennend, wie ein Schleier von Fremdheit, zwischen uns Beiden. „Es ist recht so," sagte ich mir. „Und es muß so sein. Und ich habe es gewollt." — Aber das Herz

in der Brust that mir weh, als hätte ich selbst mir's in Stücke geschnitten.

So kam der Tag heran. „Bei dem Fest wird es sich entscheiden," hatten alle Leute so oft gesagt, daß auch ich es glaubte. Bis zu dem Feste .... dachte ich selbst —, nur bis dahin mich tapfer halten, sie meiden, ihr nichts, was ich fühle, verrathen; — dann, — was dann kommen, geschehen sollte, das fragte ich mich nicht.

Und nun war der Abend da, und in dem kleinen Glasverschlage, der, abgetheilt von der alterthümlichen Kaufmannsdiele, ehedem wohl einem Aufseher als Sitz gedient, thronte ich und ließ die Truppen meiner Getreuen vor mir die Musterung passiren. Wir hatten, weil kein Saal des Hauses für unsere Aufführung reichen wollte, hier auf der Diele unsere Bühne aufgeschlagen. Die alte Treppe, die hölzernen Galerien im oberen Stockwerk ringsumher, auch ihnen war ihre Rolle in dem Stück zuertheilt. Und wie nun die Mitspieler Einer nach dem Anderen langsam die gewundene Treppe herunterkamen, in ihren Rococo-Costümen aus der Zeit vom Bau dieses Hauses, da gab das Ganze ein so treues, so buntes Bild, daß ich mit meinem eigenen Werk wohl zufrieden sein durfte.

Ganz zuletzt kam Claire. Sie war anders gekleidet. Als Fortuna sollte sie die Schlußworte

sprechen. Sie trug weiße griechische Gewänder, deren weiche Falten ihre schlanke Gestalt umhüllten. Nur ein goldener Reif hielt ihr Haar zusammen. Sonst war keine Farbe an ihr. So blaß erschien sie, wie ein Marmorgebild. Die Anderen alle hatten sich mir gezeigt, hatten verlangt, daß ich dies und jenes an ihrem Anzug noch ordnen solle. Sie ging gesenkten Hauptes vorüber. Und als Jemand von den Mitspielern fragte, ob sie sich nicht schminken lassen wolle, da sah sie auf und sah den Schminktopf, die Puderquaste neben meinem Platz. Es war mir sonst nie eingefallen, daß ich mich solcher kleinen Dienste, die ich als Regisseur, um mein Amt gut zu erfüllen, verrichten mußte, zu schämen hätte. Da ich ihren Blick auffing, schob ich die Friseurgeräthe auf die Seite, kam aus meinem Sitz heraus und machte mir auf der Bühne zu schaffen, nur um diesem Blick zu entgehen.

Aber zwischen den Coulissen traf ich auf Fritz. „Rosch, jetzt oder nie," sagte er hastig, „zeig', daß Du mein Freund bist, steh mir bei. Ich ertrag' es nicht länger. Ich kann nicht von fern stehen und es mit ansehen, wie Alle ihre Schönheit bewundern. Ich will endlich wissen, woran ich bin. Du mußt mir eine Gelegenheit schaffen, nur auf fünf Minuten mit ihr zu sprechen."

„Ich?"

„Natürlich. Bist Du nicht Regisseur? Schick' die Anderen fort. Du kannst es machen, daß ich mit ihr allein bleibe. Auch Dir muß dran liegen, daß dieser ungewisse Zustand ein Ende findet, daß wir erfahren, was sie im Sinn führt."

„Auch mir? Ja, Du hast Recht, Fritz, es ist so, auch mir ...."

Und dann habe ich die Beiden allein gelassen.

Die Diele füllte sich mit den Zuschauern. Unser Gaukelspiel begann. Ich hatte auf der Bühne zu thun, als Regisseur, Souffleur und Acteur, drei Rollen zugleich in einer Person. Sie sagten, ich hätte meine Sache vortrefflich gemacht. Ich weiß nichts davon. Was ich da spielte, sang und sagte, ich that es Alles im Traum, rein mechanisch. Nur einmal erwachte ich für eine Minute aus dem halb bewußtlosen Zustand: als auf sein Stichwort Fritz nicht erschien. So war's ihm mißglückt. Ich wußte es vorher. Aber jetzt .... Doch ich hatte nicht Zeit, es nur auszudenken. Wir mußten im Augenblick weiterspielen. Sie wunderten Alle sich, wie gelassen ich die Störung hinnahm und meine allerbeste Scene fallen ließ, ohne dem Deserteur nur zu zürnen. Ich zwang mich, meine Züge nichts von dem verrathen zu lassen, was in mir war. Und da sie endlich erschien und langsam die Stufen zu der Bühne hinaufstieg, da mußte ich ihr entgegengehen, ich konnte

nicht anders, es war ein Fieber in mir, das mich antrieb.

„Dank," sage ich leise. Und sie blickt mich an und versteht mich.

Die Glocke gibt das Zeichen, der Vorhang theilt sich. Es ist das Schlußbild, Fortuna, welche dem guten Kaufmannshause, dessen Gründung wir soeben in dem Spiel mit angewohnt haben, Segen verheißt für künftige Zeiten. Die Zuschauer sind wie bezaubert von ihrem Anblick. In dem weiten Raum herrscht Schweigen. Und nun spricht sie mit ihrer weichen südlichen Stimme, mit dem lieblichen fremden Tonfall langsam und feierlich meine Verse. Die Leute applaudiren nicht nur, sie weinen und rufen und schreien. Der Vorhang muß sich wieder theilen, sie nochmals zeigen und noch einmal. „Roche-Blanche," rufen Alle laut, „Roche-Blanche, der Verfasser, der Regisseur!"

Und ich muß an die Rampe treten, mich verbeugen, neben ihr. Man ruft uns Beide. Seite an Seite stehen wir. Aber wir sehen uns nicht in die Augen. Sie hat das Füllhorn, aus dem sie dem Hausherrn und seinen Gästen die glückverheißenden Blumen gespendet, sinken lassen. Nur ein Blatt fiel noch heraus. Ich sehe es am Boden liegen und bücke mich und hebe es auf. Einen Augenblick ist es, als wollte sie etwas sagen, wollte mich hindern.

Aber sie wendet sich und geht und läßt mir das halbverwelkte Blatt. Ich bewahre es noch heute.

Mit der Aufführung war aber der Abend noch nicht beendet. Es folgte, wie gebührlich, das Gastmahl und darauf der Ball. Ich habe bei dem einen getoastet, bei dem andern getanzt. Selbstverständlich getanzt nur mit Damen, die keine besseren Partner fanden. Es gehört sich das so für einen Festordner und alten Hausfreund meines Schlages. Claire war sogleich nach dem Souper, bei welchem ich sie nur ganz von fern erblicken konnte, fortgegangen. Fritz blieb unsichtbar. Ich harrte aus, bis zu allerletzt, wie es meine Pflicht war. Und zu allerletzt zog Herr Wedeking, mein bester und ältester Beschützer, durch dessen Vermittelung mir damals mein erstes Honorar geworden, mich auf die Seite.

„Hier, lieber Rosch. Ihnen verdanken wir diesen Abend. Sie sollen sich der fröhlichen Gründung unseres Hauses noch lange erinnern. Bleiben Sie uns ein Freund wie bis heute.“ Das große Couvert, das er mir in die Hände drückte, dünkte mich schwer, als hätte es statt der Banknoten Bleiklumpen enthalten. Aber ich konnte es ihm nicht vor die Füße werfen. Ich nahm es an, wie ich immer gethan.

Und dann lag ich zu Haus im Bett, in meinem Stübchen unter dem Dach, grade wie damals, vor so vielen Jahren. Nur ich war anders. Und die vier

Wände schauten mich an mit anderen Augen. Und das Päckchen auf dem Tisch, dort neben dem Licht, das ich mir so redlich verdient, wie nur je eins früher, das machte mir diesmal Schmerzen statt Freude. Ich konnte nicht schlafen. Ich dachte auch nicht viel. Ich war nur todtmüde. In jedem Gliede, in jedem Finger fühlte ich das Blei, das Herr Wedeking mir gegeben. „Dies ist das Ende," sagte ich mir. Ich hatte alle die Wochen her nur bis zu diesem Tag gedacht. Nun war das Heute da, und ich wußte: nun ist Alles aus. —

Es dämmerte, als man bei mir klopfte, und Fritz Wedeking mit dem Phylax eintrat. Sie sahen Beide so übernächtig aus, wie ich mich fühlte. Der Hund schnupperte an dem Tisch mit dem Gelde und kam dann heran und legte seinen Kopf mir aufs Bett, mich mit den klugen Augen anschauend, als wolle er bitten für seinen Herrn. Der hatte sich ohne „Guten Morgen", noch „Um Vergebung" auf den einzigen Stuhl sinken lassen. Die Hände schlaff zwischen den Knien hängend, starrte er vor sich auf den Boden. Ich fragte ihn nicht, weshalb er gekommen.

„Rosch, alter Junge," begann er nach geraumer Weile, „sie will mich nicht."

Ich nickte nur.

„Bist Du mein Freund?"

„Ich denke, ja."

„Ich denke es auch. Gestern halfst Du mir, mit ihr zu sprechen. Das war nicht das Rechte. Heute mußt Du mehr für mich thun. Du sollst selbst zu ihr gehen, ihr sagen, wie ich sie liebe, daß ich nur für sie leben werde, und nichts von ihr fordern, nichts als Geduld, ein wenig Geduld, sich lieben zu lassen."

„Das . . . ich . . ich . . . Ich kann es nicht, Fritz."

„Du mußt es, Rosch. Wenn Du mein Freund bist. Das gestern war nur ein halber Dienst. Nun fordere ich die andere Hälfte. Auf Dich wird sie hören, Dir vertraut sie, Du bist Franzose, Du sprichst ihre Sprache; sag ihr, wie ich's meine. Und — was redest Du da, Du selbst? — Alter Rosch, wenn Du ihr auch gut bist — wie Jeder sein muß, der sie nur sah, Du liebst sie ja doch nicht so wie ich. Und Du kannst sie nicht heirathen. Ich aber, ich weiß nicht, wie ich ohne sie noch leben soll. Wenn Du mir nicht helfen willst, dann . . . . Und, Rosch, ich denke doch, an meinem Tode würdest Du ungern Mitschuld tragen."

Sein unbegrenztes Vertrauen in unsere Freundschaft rührte mich. Ich wußte auch sehr wohl, daß wenn irgend ein Mensch auf der Welt, ich ihm helfen könne. So stand ich auf und kleidete mich an und ging. Der Phylax kam mit mir. Wollte

er wachen, daß ich zum Besten seines Herrn, nicht gegen ihn handelte? Er folgte mir dicht auf dem Fuß die Treppe hinunter.

Im Flur hielt die Nanette mich auf: „Jean-Louis, die Mutter ängstigt sich die ganze Nacht schon. Sie hat Dich gestern heimkehren gehört, spät, mit so schweren, müden Schritten. Und nun gar seit Dein Freund hinaufging ... Komm zu ihr, ich bitte Dich, daß sie Dich sieht und weiß, was Dir ist."

„Ich kann nicht, Nanette. Sage ihr, sie solle nur ruhig sein. Wenn Alles vorüber ist, so oder so ... dann komme ich."

So gingen wir durch die bekannten Straßen, der Phylax und ich. Mir war seltsam zu Muth. „Du kannst sie nicht heirathen," hatte Fritz zu mir gesagt. Aber schon allein das Bewußtsein, daß ich zu ihr ging, heute, jetzt, daß ich in wenigen Minuten Aug' in Aug' mit ihr sprechen sollte, erfüllte mir das Herz mit einem heißen, ungekannten Glücksgefühl. Es war ganz gut, daß der Hund immer neben mir blieb, als Mahner, in wessen Auftrag ich ginge.

Und freilich dort im Hause schien man mein Kommen in dieser Eigenschaft ganz natürlich zu finden. Frau Louise empfing mich mit verweintem Gesicht. „Wissen Sie's schon? Sie hat dem Fritz einen Korb gegeben, Fritz Wedeking, dem besten Menschen, dem liebenswürdigsten, reichsten, ange-

sehenſten jungen Mann in der ganzen Stadt. Was will ſie nur? Sie hat auch den Grafen Berg abgewieſen. Geſtern in der Nacht noch hat ſie eine lange Unterredung mit meinem Mann gehabt. Als er zu mir kam, ſagte er nicht, was ſie geſprochen. Er kündete mir nur ſeinen Entſchluß an, auf eine Zeit lang mit ihr und mir nach dem Süden zu gehen, die Luft hier bekomme ihr nicht. Denken Sie nur! Iſt es nicht zu traurig? Fort von den Kindern, von meinem Hausſtand! Ich liebe ſie ja auch, gewiß. Und ich verſtehe es ganz gut, daß mein Mann ängſtlich iſt, weil ihre Mutter, die ihm viel, viel mehr als ich war, ſo jung ſtarb. Aber.... Mein guter, beſter Roche-Blanche, Sie reden mit ihr, Sie ſagen ihr Alles, nicht wahr? Sie gelten ja ſo viel bei Claire, wer weiß, vielleicht entſchließt ſie ſich doch, den Fritz noch zu nehmen."

Frau Louiſe hatte mich bei dieſen Worten in den erſten Stock geführt und klopfte an Claire's Zimmerthür. Sie lehnte am Fenſter, als wir eintraten, ſchwarz gekleidet, wie ich ſie während des ganzen Sommers nicht geſehen. Draußen ging ein ſcharfer Herbſtwind, der die Bäume im Garten rüttelte, daß die welken Blätter in Wirbeln über die Wege hintanzten und an der Mauer des Altans ſich zu gelben Hügeln häuften. Ihre Mutter ſagte, daß ich gekommen ſei, mit ihr zu ſprechen, und bat

Claire, mich ruhig anzuhören. Dann ließ sie uns allein.

Da Jene fort war, schwiegen wir Beide. Sie war in derselben Stellung geblieben, die Stirn an die Fensterscheiben gedrückt. Ich sah nur die feine Linie ihres Nackens, ihres verlorenen Profils. Ein unsinniges Verlangen, zu ihr hinzustürzen, wortlos meine Lippen auf ihren weißen Hals zu drücken, schnürte mir die Kehle zu.

Aber der Phylax war mitgekommen. Er knurrte leise. Ich sagte, was Fritz mir aufgetragen hatte, was ihre Mutter mir noch eben ans Herz gelegt. Und ich sagte warm, wie ich's konnte, was für ein guter, herrlicher Mensch Fritz Wedeking sei, welch treuer Freund und wie sehr geschaffen, eine Frau wahrhaft glücklich zu machen. Ich wollte mir nichts vorzuwerfen haben. Der Abwesende wäre zufrieden gewesen, hätte er vernommen, wie ich seine Sache vertrat.

„Was soll ich ihm sagen, Fräulein Claire?" so fragte ich endlich, da mir keine Antwort wurde. „Er liebt Sie von Herzen und will es nicht fassen, daß so große Liebe nicht doch allmälig noch Erwiderung wecken sollte. Wenn Sie nicht bestimmte Gründe gegen ihn haben . . . ."

„Warum quälen Sie mich?" sagte sie leise und kehrte das blasse Gesicht zu mir her. „Weshalb

fragen Sie mich, was Sie wissen — so gut, wie ich selbst."

„Claire!"

„Nun ja, es ist so. Wozu noch es leugnen? Wenn auch wir zwei uns Mühe geben Versteckens mit einander zu spielen, hört es dadurch auf zu bestehen? Fritz Wedeking ist ein braver Mensch, und ich bin ihm sehr gut. Aber ich kann nicht seine Frau sein, weil . . . Weil ich dann jeden Tag, jede Stunde mit Einem zusammentreffen müßte, dem ich nicht gut bin, nein, den ich . . ."

„Claire!" schrie ich auf.

Sie sah mich voll und furchtlos an. „Soll ich's nicht sagen, daß ich Sie liebe? Weil Sie nicht den Muth haben, mir es zu sagen? Ich aber schäme mich mehr des Verschweigens, als meines Gefühls. Weshalb denn nicht ehrlich und offen aussprechen, was man doch denkt? Es wird freilich nicht anders davon, nichts erleichtert. Unser Leben ist das gleiche, als wäre das Wort ungesagt geblieben."

„Doch nun es ausgesprochen ist und, — Claire, ist es denn wahr? Das Glück macht mich schwindeln! — Doch da es wahr ist, und Sie es sagen, nun habe ich Muth. Allein, still für mich, konnte ich leiden und schweigen. Aber da Sie . . . Fräulein Claire, wir wollen uns über das Gemeine erheben. Ich bin arm. Aber wir hängen nicht am

Reichthum. Wir sind Beide stark genug und fühlen stark, um von den Vorurtheilen der Menge uns nicht niederbeugen zu lassen. Wir wollen, müssen glücklich werden."

So sprach ich und noch viele andere, bewegliche Worte, wie sie das Herz eingibt, wenn man liebt.

Sie war vom Fenster fort getreten, näher zu mir und hörte mich an. Ihre seltsam klaren Augen schauten gerade in die meinen, als ob ihre innerste reine Seele zu meiner spräche. „Ja, wir lieben uns," sagte sie langsam mit der traurig verschleierten Stimme, „so tief, wie wir tief sind. Und so stark wir Beide lieben, so stark werden wir leiden müssen. Glücklich sein? Ist denn das möglich? Sie sagen, uns scheiden Vorurtheile, die es gelte zu überwinden. Wären es nur Vorurtheile! Aber was uns trennt, liegt in uns, in unserem Herzen, in unserem Blut. Und so lange wir leben und athmen, werden wir es nicht ausrotten können. Weshalb sind Sie zu mir gekommen, für einen Anderen um mich zu werben? Weshalb nicht für sich? Und ich, nach einer halben Stunde, da ich Sie zuerst gesehen, nach einer kurzen halben Stunde, wußte ich es nicht gleich sehr wohl, wie ich für Sie fühlen könnte? Da nannte man Sie mit dem richtigen Namen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich erschrak? Vielleicht — hätte ich eine Mutter gehabt —, ich wäre wie andere

junge Mädchen länger vor dem Ernst des Lebens behütet geblieben, hätte frei der Poesie in meinem Herzen folgen dürfen. Aber ich bin allein aufgewachsen. Wie sehr die Großmutter mich auch geliebt hat, sie konnte mich nicht davor schützen, daß ich selber sehen lernte. So habe ich es denn begriffen, was die Achtung der Welt gilt. Ein rechter Mann muß einen rechten Beruf erfüllen, — das lernte ich früh. Es ist zum Gesetz in mir geworden. Ich vermag diese Ueberzeugung nicht abzuthun, wie gern ich auch möchte. Ich fühle, daß ich darum leiden werde. Ich fühle es deutlich. Aber dennoch kann ich nicht anders. — Gestern, spät in der Nacht, bin ich noch zu meinem Vater gegangen, habe versucht, mir von ihm einen Ablaß zu holen. Aber er verstand mich nicht einmal. Den Rosch hast Du gern? nun ja, natürlich, eben deshalb solltest Du Fritz zum Manne nehmen, da seht Ihr Euch täglich; meinte er. So muß ich mir selbst, allein helfen und rathen. Der einzige Mensch, dem ich meinen Schmerz klagen, dem ich die Frage vorlegen dürfte, wie ich sie fühle, der mich verstehen, begreifen würde, der sind Sie. Und so frage ich Sie denn, sagen Sie's mir, der Sie mich lieben: wenn ich, die Tochter und Enkelin so vieler, ehrsamer Kaufmannsgeschlechter, die laute Stimme der Vernunft in mir überwinde, der lauteren in meinem Herzen folge, wenn ich

den zum Manne nehme, den ich liebe, den Chevalier Jean-Louis de la Roche-Blanche, kann das ein Glück sein? für ihn, für mich, für . . . unsere Kinder? . . ."

„Nein . . ." sagte ich.

Und das war Alles. Und dann sind wir von einander gegangen.

. . . . . .

Da ich jenes Tages heimgekehrt, Fritz meine Beichte abgelegt hatte, während der Phylax tröstend mir die Hände leckte, da sprach mein Freund mit Thränen in seinen ehrlichen Augen: „Rosch, verzeih mir. Dein Loos ist härter. Meins will ich schon tragen."

Erst gegen Abend, — die Nanette war ausgegangen —, habe ich mich zu meiner Mutter hinabgeschlichen und mich auf das Schemelchen neben sie, meinen alten Knabenplatz, gesetzt. Ihr brauchte ich nicht viel zu gestehen. Ihre gichtkranken Hände strichen leise, schmeichelnd, als sei ich noch ein kleines Kind, mir über Stirn und Haar und Augen: „Mon petit, ah mon pauvre petit, sei still, sage nichts, ich weiß ja schon Alles. Ich habe es lang, lang kommen sehen und ahnte, wie es enden würde." — Nein, lassen Sie mich nicht mehr davon reden. —

Eine Zeit lang habe ich dann gegen mein Schicksal mich auflehnen wollen, versuchen wollen, aus

meinem Leben etwas Besseres zu gestalten. Ich malte wieder, machte Pläne, dachte spät noch ein Künstler zu werden. Das währte nicht lang. Wir mußten ja leben. Und die Mutter war alt und Nanette kränklich. Wozu war ich gut, als für sie zu sorgen? So bin ich, fast ohne es selbst zu wissen, wieder in die gewohnten Bahnen hineingerathen und bin drin geblieben, bis auf diese Stunde: Hausfreund, Festordner und Sorgenbanner. Der gute Koch hat Schilder gemalt, wenn seine Börse allzu leer schien. Ich schreibe alsdann ein Hochzeitscarmen. Welcher Erwerb ist ehrenhafter? Es ist schwer zu entscheiden.

Und nun wissen Sie auch, Frau Clara, weshalb Sie von jeher mein Liebling waren, und weshalb ich Ihnen keine Bitte abschlagen kann: weil Sie jenen Namen tragen. Ihres Vaters schöne Stiefschwester, nach der Sie ihn führen, starb jung in Rom. Ich habe sie nicht wiedergesehen.

Somit wäre meine Erzählung denn zu Ende. Gestehen Sie's nur, mein Leben hört sich nicht wie ein Roman an. Wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie es meinten. Zürnen Sie mir, meine liebe junge Freundin, daß ich Ihnen die Langeweile so schlecht vertrieb? Nicht wahr, Sie spotten wohl des Alten, der Ihren Wunsch allzu wörtlich nahm, Ihnen von seinem innersten Leben aufrichtig zu

sprechen. Am Ende wäre Ihnen ein Märchen doch lieber gewesen? — — — —"

Er erhob sich bei diesen Worten. In dem Erker war es fast dunkel geworden. Der Regen schlug eintönig, wie vorher, an die Scheiben. Da der alte Herr sich dem Ruhebett nähern wollte, sah er die Stickerei, zu welcher er die Zeichnung entworfen hatte, am Boden liegen. Er nahm sie sorgsam auf.

„Frau Clara," sagte er leise, „warum geben Sie mir keine Antwort? Hat mein Geschick Sie so erschüttert? Ich danke Ihnen . . ., ich . . ." Er bückte sich näher noch über das ihm abgewandte, halb in die Kissen vergrabene Antlitz der jungen Frau.

„Ah! so . . ." Und das selbstverspottende Lächeln stahl sich wieder um seine Lippen, zuckte in den zahllosen Fältchen um Mund und Augen. „So, so, nun weiß ich doch, wozu es gut ist, wenn ein Freund am Regentage sich entschließt, aus seines Herzens verborgensten Kammern lang gehegte, geheime Schätze auf viele Bitten heraufzuholen. Seine alten Schmerzen dienen, den besseren Zeitvertreiber zu locken. Mit diesem trostreichen Sorgenstiller kann freilich kein Erzähler sich messen. Ihm muß ich weichen. — Schlafen Sie wohl. Und träumen Sie glücklich!"

Und lautlosen Schrittes verließ er das Zimmer.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.